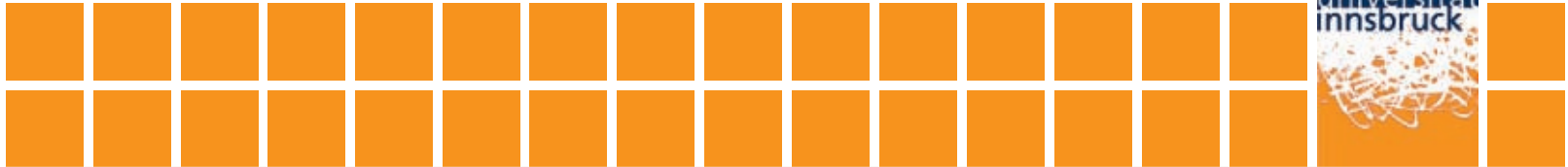


wissenswert

Magazin der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck



Beziehungen im Wandel

Seite 16



Ökosysteme

Ein spezielles Protein schützt Regenwürmer vor Schwermetallen aus dem Boden.

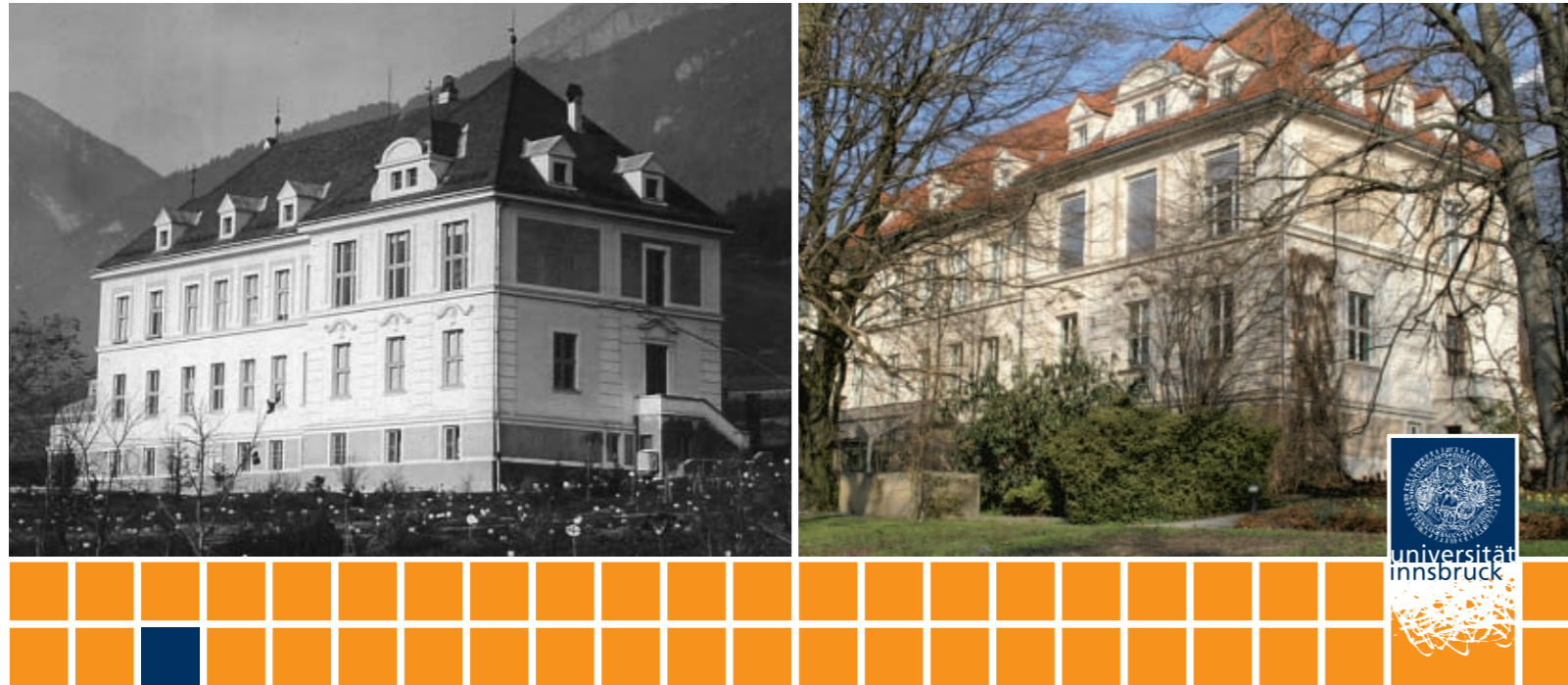
Seite 14



Wirtschaftsfaktor

Die Uni als größte Bildungseinrichtung Westösterreichs und ihr Einfluss auf die Region.

Seite 20



Einladung zum Konzert anlässlich

100 Jahre Institut für Botanik - Sternwartestraße und 220 Jahre Botanischer Garten der Universität Innsbruck

Botanischer Garten, Innsbruck, Sternwartestraße 15
8. Juni 2013, 14.00 – 19.00 Uhr

Programm

| | |
|-----------------|---|
| 14.00-17.30 Uhr | Wissenswertes, Spannendes und Unterhaltsames aus dem Institut für Botanik präsentiert an verschiedenen Stationen im Botanischen Garten und bei der Schmetterlingsausstellung „Vom Vielfraß zum Leichtgewicht“ |
| 15.30 Uhr | Workshop „Instrumentenbau“ des Vegetable Orchestra |
| 17.00 Uhr | Grußworte des Leiters des Institutes für Botanik Univ.-Prof. Mag. Dr. Klaus Oegg des Rektors der Universität Univ.-Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Tilmann Märk und der Bürgermeisterin der Stadt Innsbruck Mag ^a Christine Oppitz-Plörer |
| 17.30-19.00 Uhr | The Vegetable Orchestra – Konzert |

Anmeldung und Information

Institut für Botanik, Sternwartestraße 15, 6020 Innsbruck
Tel: +43 512 507-51002, E-Mail: Elisabeth.Jenik@uibk.ac.at
<http://www.uibk.ac.at/botany/>

Wir bitten um formlose Anmeldung per E-Mail an Elisabeth.Jenik@uibk.ac.at bis Freitag, 24. Mai 2013.



inhalt

APRIL 2013

- 4 Forschungszentrum für Föderalismus**
Univ.-Prof. Anna Gamper über die Bundesländer und ihre politischen Gestaltungsmöglichkeiten.
- 6 Geistlichkeit in der Politik**
Orden konnten bis in die Frühe Neuzeit auf verschiedensten politischen Ebenen mitbestimmen.
- 8 Häuser erzählen**
Das Verhältnis von Mensch und Haus spiegelt sich seit Jahrhunderten in der Literatur wider.
- 10 Sprachschätze**
Von wegen tot – bis in die Frühe Neuzeit war Latein eine äußerst lebendige Sprache.
- 12 Auf den Spuren von Siegfried Mazagg**
Der Tiroler Architekt war richtungsweisend für Tourismusbauten in unserem Bundesland.
- 14 Strategie gegen Umweltstress**
Regenwürmer verfügen über einen Mechanismus, um Schwermetalle aus dem Körper loszuwerden.
- 16 Beziehungsfragen**
Eine gute Beziehung wird nach wie vor mit konservativen Beziehungsmustern gleichgesetzt.
- 18 Künstlerische Marktforschung**
Zwei Forscherinnen entwickeln Möglichkeiten, multisensorische Markenidentität aufzuzeigen.
- 20 Wirtschaftsfaktor Universität**
Rektor Tilmann Märk über den Einfluss der Uni auf die Region und das Erschließen neuer Finanzquellen.



editorial



Liebe Leserin, lieber Leser!

Die Universität Innsbruck befindet sich auf einem guten Weg. Das zeigt die sehr erfolgreiche Quote unserer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei der Einwerbung von Forschungsprojekten. Im Wettbewerb um diese Mittel zählt letztlich nur die Qualität. Dennoch müssen wir stets den Spagat zwischen unserem Anspruch und der Wirklichkeit schaffen. Wir haben das Ziel, die Qualität von Lehre und Forschung nicht nur auf einem hohen Niveau zu halten, sondern diese noch weiter auszubauen. Gleichzeitig sind wir mit steigenden Studierendenzahlen konfrontiert, auf die wir – wenn überhaupt – nur begrenzt Einfluss haben. Hier müssen wir also neue Strategien entwickeln, um unseren hohen Standard halten und international wettbewerbsfähig bleiben zu können. Eine der wesentlichen Strategien ist es dabei, Synergien zu heben und gemeinsam für den Forschungs- und Bildungsraum Tirol zu arbeiten. In diesem Zusammenhang ist es sehr erfreulich, dass in den Diskussionen rund um die Tiroler Landtagswahlen ein Thema von nahezu allen Parteien und Gruppierungen in ähnlicher Weise begriffen wird: Bildung, Ausbildung, Wissenschaft und Forschung bilden das Fundament für eine erfolgreiche Zukunft in unserem Land und diese Bereiche gilt es zu unterstützen und auszubauen. Die Universität Innsbruck und die anderen Tiroler Hochschulen tragen dafür eine Verantwortung, das ist uns bewusst. Wenn wir weiter wie bisher dabei unterstützt werden, neue Erkenntnisse zu gewinnen, junge Menschen hochqualifiziert auszubilden und neue Projekte zu entwickeln, dann sind wir auch in der Lage, dieser Verantwortung gerecht zu werden.

Univ.-Prof. Dr. Tilmann Märk
Rektor der Universität Innsbruck

Impressum

wissenswert – Magazin der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck – 23. April 2013

Herausgeber und Medieninhaber: Universität Innsbruck; Hersteller: Intergraphik Ges. m. b. H.; Sonderpublikationen, Leitung: Frank Tschoner; Redaktionelle Koordination: Eva Fessler, Christa Hofer; Redaktion: Michaela Darmann, Eva Fessler, Christian Flatz, Nina Hausmeister, Stefan Hohenwarter, Christa Hofer, Susanne E. Röck, Uwe Steger, Lisa Steurer, Christina Vogt; Covergestaltung: Stephanie Brejla, Catharina Walli; Fotos Titelseite: PantherStock, Thomas Böhm; Fotos Seite 3: Thomas Muraier, PantherStock

Anschrift für alle: 6020 Innsbruck, Brunecker Straße 3, Postfach 578, Tel. 53 54-0, Beilagen-Fax 53 54-3797.

„Im Wettbewerb um die besten Lösungen“

Die Verfassungsjuristin Prof. Anna Gamper koordiniert das neue Forschungszentrum für Föderalismus. Im Interview spricht sie über den Bundesstaat Österreich.

Österreich besteht aus neun Bundesländern. Anna Gamper spricht im Interview über die Kompetenzen der Länder und erklärt, warum einheitliche Regelungen nicht immer die besten sein müssen.

Diese Woche ist Landtagswahl. Was genau wählen wir da eigentlich?

Anna Gamper: Wir wählen eines von mehreren gesetzge-

benden Organen in Österreich. Die Landtage verkörpern etwas ganz Wichtiges für jedes föderale System, nämlich die Möglichkeit eines Gliedstaats zu eigener Gesetzgebung. Das ist das wichtigste Merkmal föderaler Systeme: Dass diese Gliedstaaten, in Österreich die Bundesländer, nicht nur administrative – und ab 2014 auch judikative – Aufgaben haben, sondern auch eine politische Gestaltungsmöglichkeit.

In der öffentlichen Wahrnehmung steht dennoch häufig der Nationalrat im Vordergrund, die Landtage relativ wenig.

Anna Gamper: Das ist in erster Linie der stark bundeslastigen Kompetenzverteilung in der Bundesverfassung geschuldet. Dadurch, dass die wichtigsten und meisten Kompetenzen als Bundeskompetenzen aufgezählt sind, bleibt nicht viel für die Länder übrig. Landeskompetenzen sind etwa die allgemeine Raumordnung, der Naturschutz, das Baurecht, das Gemeinderecht und einige mehr.

Es gibt auch einen Trend, Kompetenzen auf Bundesebene zu verlagern. Der Jugendschutz taucht hier immer wieder auf, er ist in

allen neun Bundesländern unterschiedlich geregelt.

Anna Gamper: In Österreich setzt man die Einheitlichkeit einer bundesweiten Regelung gerne automatisch mit höherer Qualität einer Regelung gleich. Das ist so allerdings nicht richtig: Ob etwas aus Sicht der Jugend, der Eltern oder der Gesellschaft gut oder schlecht ist, hat per se nichts mit Einheitlichkeit oder Vielfalt zu tun, sondern damit, wie die konkrete Regelung aussieht. Angenommen, es gäbe ein einheitliches Bundes-Jugendschutzgesetz: Das hieße noch lange nicht, dass die Regelungen liberal oder weniger liberal wären, sondern zunächst einmal nur, dass sie bundesweit einheitlich wären.

Einheitliche Standards

Es gäbe aber auch noch die Möglichkeit, dass sich Länder untereinander auf einheitliche Standards einigen.

Anna Gamper: Das tun sie sowieso immer wieder, und das ist an sich im Jugendschutz geschehen, allerdings sind an dieser Einigung nicht mehr alle Bundesländer beteiligt. Ein freiwilliges gemeinsames Vorgehen und die Verpflichtung, das Vereinbarte in den Landesgesetzen umzusetzen, sind eine bewährte Vorgehensweise des kooperativen Föderalismus. Das ist überhaupt der positivste Aspekt des österreichischen Föderalismus, nämlich sehr stark auf Kooperation ausgerichtet zu sein. Jedoch: Nicht immer soll Einheitlichkeit das Ziel sein. In der Vorlesung bringe ich immer ein Beispiel dafür: Aus Sicht eines Murrentens ist ein strengerer Schutz in auch nur einem Bundesland günstiger als eine nach unten nivellierte bundesweite Re-



Am 28. April wird der Tiroler Landtag gewählt, das Gesetzgebungsorgan des Bundeslandes.

Foto: Murauer

gelung. Abgesehen davon, dass es nicht in allen Bundesländern Murrentiere gibt. Das zeigt: Es gibt schon allein aufgrund der Vielfalt der Lebensräume in Österreich große Unterschiede, wo unterschiedliche Regelungen auch Sinn haben.

Zurück zum Jugendschutz: Die Jugendlichen sind trotzdem in ganz Österreich die gleichen.

Anna Gamper: Das ist richtig. Prinzipiell wäre es aber auch hier möglich, dass die Gliedstaaten in Wettbewerb um die besten rechtlichen Lösungen treten. Die Möglichkeit, dass ein Bundesland mit einer guten Regelung Vorreiter ist oder Bundesländer in einen Wettbewerb guter Lösungen treten, ist in einem Einheitsstaat nicht gegeben. Diese Innovationskraft des Wettbewerbsföderalismus ist ein ganz wichtiger Aspekt. Ich gebe allerdings zu, dass dieser Aspekt in der politischen Wirklichkeit nicht immer herauskommt.

Als positiven Aspekt haben Sie die Kooperation im österreichischen Föderalismus angesprochen. Ist das

in anderen Ländern anders?

Anna Gamper: Durchaus. Dass der österreichische Föderalismus besonders stark kooperativ ausgerichtet ist, wird auch in der internationalen Literatur immer lobend hervorgehoben. In anderen Staaten ist Kooperation überhaupt ein Überlebensfaktor. Dazu ist Belgien ein interessantes Beispiel: Der Föderalismus dort ist sehr asymmetrisch ausgerichtet und die Spannungen zwischen

Flamen und Wallonen sind sehr groß. Dort wird versucht, diesen sehr fragilen Bundesstaat durch den Ausbau von kooperativen Mechanismen zu retten.

Politische Gestaltung

Der Finanzskandal in Salzburg hat Forderungen nach einem Spekulationsverbot und einer Aufsicht des Bundes über die Länderfinanzen gebracht. Bringen Selbstverpflichtungen der Länder etwas?

Forschungszentrum Föderalismus

Das neue interdisziplinäre Forschungszentrum „Föderalismus“ bündelt und intensiviert die Kompetenzen der Universität im Bereich der rechts- und politikwissenschaftlichen Föderalismusforschung. Externe Partner sind das Institut für Föderalismus in Innsbruck und das Institut für Föderalismus- und Regionalismusforschung der EURAC Bozen. Die beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gehen dabei Fragen nach der Kompetenzverteilung zwischen Bund und Ländern, des Finanzausgleichs, der Rolle des Bundesrats, der Stellung der Länder und Gemeinden im europäischen Mehrebenensystem und der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit zwischen Regionen nach.

deralismus- und Regionalismusforschung der EURAC Bozen. Die beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gehen dabei Fragen nach der Kompetenzverteilung zwischen Bund und Ländern, des Finanzausgleichs, der Rolle des Bundesrats, der Stellung der Länder und Gemeinden im europäischen Mehrebenensystem und der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit zwischen Regionen nach.

Anna Gamper: Dass ein solcher Skandal den Ruf nach mehr Kontrolle auslöst, ist aus der konkreten Situation heraus verständlich. Dahinter steht allerdings eine Kernkompetenz der Länder, nämlich ihre eigenständige Finanzgebarung. Daran sind letztlich auch wichtige politische Gestaltungsmöglichkeiten der Länder geknüpft, die aus Landes-sicht nicht einseitig durch den Bund beschränkt werden sollen. Auf der anderen Seite stimmt natürlich auch, dass Österreich als Mitgliedstaat der Europäischen Union Vorgaben zu beachten hat, die von der EU kommen und die Mitgliedstaaten zu Stabilität und geordneten Haushalten mit niedrigem Schuldenstand verpflichten. Und das kann auch einen Bundesstaat nicht unberührt lassen.

Das Interview führte Stefan Hohenwarter

AUDIOLINK ZUM INTERVIEW
<http://soundcloud.com/uniinnsbruck/wissenswert-gamper>



Anna Gamper ist Professorin für Verfassungsrecht an der Universität Innsbruck.

Foto: Uni Innsbruck



Das Deutscherordenshaus in der Hofgasse 3 zeugt noch heute von jenen Zeiten, in denen „Geistliche“ Landespolitik machten. Hier übernachteten die Ordensmitglieder aus der Ballei „an der Etsch und im Gebirge“ während der Landtage in Innsbruck.

Foto: Uni Innsbruck/Eva Fessler

Geistliche in der Politik

Orden und Damenstifte mischten über Jahrhunderte hinweg in der Politik mit, mussten sich jedoch den in Veränderung befindlichen politischen Strukturen immer wieder aufs Neue anpassen.

Klösterliche und weltliche Gemeinschaften verfügten vom Mittelalter bis in die Frühe Neuzeit über Mitbestimmungsrechte auf unterschiedlichen politischen Ebenen. Ein Lehrveranstaltungsschwerpunkt für angehende Historikerinnen und Historiker soll im Wintersemester die Verflechtungen zwischen Politik und Orden, Klöstern und Stiften verständlich machen.

Orden, Klöster und Stifte präsentieren sich heute als rein religiöse Institutionen – das war aber nicht immer so: Bis Ende des 18. Jahrhunderts waren sie einerseits wirtschaftliche Betriebe, andererseits ließen sich Träger und Trägerinnen hoher geistlicher Würden in ihrer Rolle als weltliche Fürsten huldigen. Darüber hinaus hatten sie in den Reichs- und Landtagen Mitspracherechte. „Nicht vergessen werden darf in diesem Zusammenhang, dass nicht nur Männerklöster, sondern auch einige Frauenklöster und Damenstifte mit Sitz und Stimme auf Landtagen vertreten waren“, erklärt Dr. Ellinor Forster vom Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie. „Das klassische Bild einer Klosterfrau oder Stiftsdame, die zurückgezogen hinter Klostermauern lebt, trifft in dieser Form auf viele geistliche und weltliche Frauengemeinschaften

nicht zu“, ergänzt Forster, die sich in einem Forschungsprojekt mit Damenstiften beschäftigt hat.

Auf Tiroler Landesebene waren sowohl das Klarissenkloster in Meran als auch das Stift Sonnenburg im Pustertal bis zu ihrer Aufhebung im Zuge der Reformen Josephs II. (1780–1790) im Landtag vertreten und machten auch Gebrauch von ihrem Mitspracherecht. „Die ältere Regionalforschung war lange der Ansicht, dass die Äbtissinnen dieses Recht zwar nominell hatten, aber kaum wahrnahmen. Jedoch stimmt das so nicht“, räumt Forster mit diesem Vorurteil auf. Zwar kamen die Klosterfrauen und Stiftsdamen nicht persönlich zum Landtag, sondern schickten – wie häufig auch Äbte oder Bischöfe – einen sorgfältig ausgewählten Vertreter aus dem Ritterstand, allerdings mit einem sehr klaren Auftrag, wie Historikerinnen und Historiker heute aus der Korrespondenz zwischen den Klöstern und ihren Bevollmächtigten am Landtag wissen. Der Bevollmächtigte hatte die Interessen seiner Auftraggeber zu verhandeln, die bei Weitem nicht nur geistlicher Natur waren. In den Landtagen ging es vor allem um ökonomische Anliegen, wie zum Beispiel die Höhe der abzuliefernden Steuern oder die Bewirtschaftung der eigenen Besitzungen, ebenso wie um Fragen der Selbstverwaltung. „Es gab natürlich Bestrebungen der Landesfürsten wie auch der Bischöfe, in die Klöster und Stifte hineinzuregieren“, sagt Ellinor Forster. „Je besser die je-



Die älteste bildliche Darstellung des Tiroler Landtages aus Matthias Burglechners (1573 – 1642) „Tiroler Adler“. Sie zeigt eine Versammlung der Tiroler Landschaft, der auch der Landesfürst (die Gestalt auf dem Thronessel im Hintergrund) beiwohnt.

Foto: Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Handschriftensammlung, Codex 451, W 231.

weilige Institution nach außen vernetzt war, was meist mit dem adeligen Stand der Stiftsdamen und Klosterfrauen zu tun hatte, desto schwieriger war es jedoch, von außen einzugreifen.“

Geistlicher Adel

Macht und Gewicht in der Landespolitik hatten – egal ob es sich nun um Männer- oder Frauengemeinschaften handelte – also insbesondere jene Orden, Stifte und Klöster mit Mitgliedern aus dem hohen Adel. Ein Paradebeispiel

dafür ist auch der Deutsche Orden, der um 1190 als Ritterorden gegründet wurde und besonders im Fokus der Geschichtswissenschaftlerinnen und Geschichtswissenschaftler an der Universität Innsbruck steht. Und das nicht nur, weil auch er im Tiroler Landtag als Landstand vertreten war: Ähnlich wie der Johanniter- und der Templerorden wurde der Deutsche Orden ursprünglich mit dem politisch-religiösen Auftrag gegründet, sich in den von ihm betriebenen Spitälern und Pfar-

ren um das körperliche und seelische Wohl der Kreuzfahrer zu kümmern. „Dieser Auftrag verliert sich mit dem Ende der Kreuzzüge und der weitgehend abgeschlossenen Christianisierung Europas. Aber auch die politische Großwetterlage änderte sich, sodass der Deutsche Orden sich immer wieder an neue Umstände anpassen musste“, erklärt Dr. Niels Grüne, dessen Lehr- und Forschungsschwerpunkt die Frühe Neuzeit (ca. 1500–1800) ist.

In den Augen von Niels Grüne, seiner Kollegin Ellinor Forster und Univ.-Prof. Dr. Mark Mersiowsky von der Geschichte des Mittelalters lässt sich am Beispiel des Deutschen Ordens daher die Verflechtung zwischen Klerus und Politik, aber auch die Organisation und Kommunikation von Ritterorden sehr gut veranschaulichen. Aus diesem Grund steht der Deutsche Orden ab Herbst im Mittelpunkt von Lehrveranstaltungen und fungiert in diesem Rahmen als „Testfall“ für neue Forschungsperspektiven zur politischen Kommunikation. „Am Institut decken wir dabei das Mittelalter, die Frühe Neuzeit und – hier vor allem für das 19./20. Jahrhundert – die österreichische Geschichte ab“, erläutert Grüne. „Ergänzt werden unsere Perspektiven noch durch Gastvortragende aus der

Vormoderner Landtag

Im Rahmen des Landtags kamen ab dem Spätmittelalter die politisch berechtigten Stände eines Landes regelmäßig zusammen, um aktuelle Anliegen des jeweiligen Landesfürsten zu verhandeln.

Landstände hießen die politischen Vertretungen der unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen, wie etwa des Adels, der Geistlichen, Bürger und Bauern. Ihre Zusammensetzung war je nach Land und Zeit sehr verschieden. Alle Landstände zusammen bildeten die „Landschaft“.



Äbtissin Maria Elisabeth von Winkelhofen (1691–1723) wusste die Interessen des Stiftes Sonnenburg in der Politik zu vertreten.

Foto: Nataly Meyer, Starnberg, in „Die Sonnenburg in Pustertal“ von Karl Knötig, Athesia 1985

Deutscher Orden

Der Deutsche Orden, auch Deutschherren- oder Deutschritterorden genannt, ist heute eine geistliche Ordensgemeinschaft mit Hauptsitz in Wien. Auf dem Dritten Kreuzzug um 1190 bei Akkon als Spitalsgemeinschaft gegründet, war er durch Stiftungen und Schenkungen neben Palästina bald überall im Heiligen Römischen Reich und darüber hinaus, wie etwa in Preußen und Livland, präsent. Auch im südlichen Tirol konnte er sich sehr früh etablieren, wohl weil dieses auf dem Weg nach Palästina, dem Zentrum des Ordens bis 1291, lag. Seit dem 16. Jahrhundert war der Deutsche Orden insbesondere mit zwei historischen Entwicklungen konfrontiert, die sein neuzeitliches Erscheinungsbild nachhaltig prägten: Zum einen stellte sich die Frage, wie er sich in einem politischen Umfeld behaupten sollte, das immer mehr der Logik räumlich geschlossener Herrschaft („Staatsbildung“) folgte. Zum anderen zerbrach im Zuge der Reformation die religiöse Einheit des Ordens, weil sich seine regionalen Zweige in einigen Territorien dem Luther- bzw. Reformiertentum zuwandten.

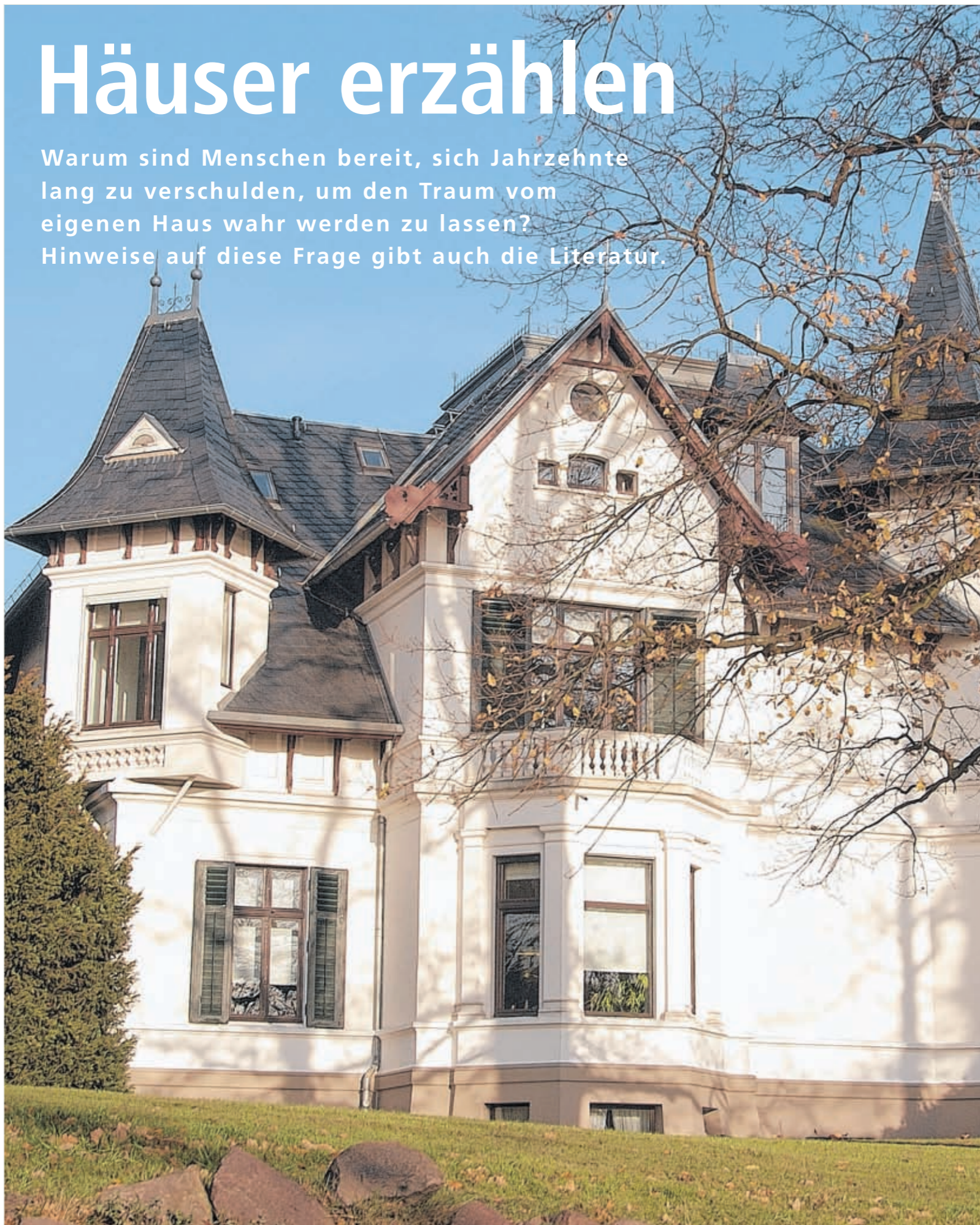
Bei seiner Gründung wurde das Nebeneinander von geistlichen und weltlichen Aspekten in den Statuten angelegt. Er bestand einerseits aus Rittern, die sich neben Gehorsam und Armut auch zum Zölibat verpflichteten, und andererseits aus Priestern, die die Seelsorge in den geschenkten Pfarren versahen. Der Orden stand unter der zentralen Leitung eines Hochmeisters, aus den Ordensbesitzungen hatten sich Balleien als Verwaltungseinheiten gebildet.

Deutschordensforschung und eine Exkursion, welche die Resultate auf der Tiroler Ebene sichtbar macht“, betont Mersiowsky. Eingebettet ist die Lehrveranstaltung in die Arbeit der beiden Cluster „Politische Kommunikation“ und „Gewalt, Verwaltung, Praxis“ des universitären Forschungsschwerpunkts „Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte“. Dadurch können aktuelle Untersuchungsergebnisse unmittelbar in die Lehre einfließen.

eva.fessler@uibk.ac.at

Häuser erzählen

Warum sind Menschen bereit, sich Jahrzehnte lang zu verschulden, um den Traum vom eigenen Haus wahr werden zu lassen? Hinweise auf diese Frage gibt auch die Literatur.



Das Verhältnis von Mensch und Haus spiegelt sich seit Jahrhunderten in der Literatur wider. Warum es sich lohnt, eine Literaturgeschichte des Hauses zu schreiben, erzählt Thomas Wegmann vom Institut für Germanistik.

„My home is my castle“ – dieser auch hierzulande bekannten, englischen Redewendung bedienen sich Bausparkassen ebenso wie Versicherungsgesellschaften oder Passivhausanbieter in ihrer Werbung. Ein schwedischer Möbelhersteller fragt seine Kunden „Wohnst du noch oder lebst du schon?“ Die Botschaft dahinter ist klar: Ein Haus bzw. ein Zuhause ist viel mehr als einfach ein Dach über dem Kopf. Häuser sind Orte der Sicherheit, des familiären oder privaten Rückzugs und der Beständigkeit; Burgen eben, mit denen eine Vielzahl an Wünschen und Sehnsüchten verbunden ist.

Häuser als Symbole

Das Haus – davon ist Univ.-Prof. Thomas Wegmann vom Institut für Germanistik überzeugt – ist seit Jahrhunderten mit kulturellen und gesellschaftlichen Konzepten behaftet. Diese lassen sich auch in den unterschiedlichsten literarischen Gattungen aufspüren, wo Häuser nicht nur als architektonische Gebilde, sondern auch als vielschichtige Symbole fungieren. In Wegmanns Augen ist das Haus daher durchaus nicht nur für Soziologen oder Bauhistoriker, sondern auch für Literaturwissenschaftler ein lohnender Untersuchungsgegenstand. „Ausgehend von der Beobachtung, dass in der klassischen Moderne, also grob gesprochen um 1900, signifikante Protagonisten in Romanen und Erzählungen geradezu programmatisch ihr Elternhaus verlassen, um sich ebenso programmatisch in winzig kleinen Mietwohnungen in größeren Städten niederzulassen, ist mir das semiotische Potenzial des Hauses bewusst geworden“, schildert Wegmann, der sich seit vielen Jahren mit dem Thema Wohnen beschäftigt und an einer Literaturgeschichte des Hauses arbeitet. Materialien und anschauliche Beispiele hat er schon zahlreiche gesammelt.

In der Literatur steht das Haus

einerseits für das menschliche Bedürfnis nach Sicherheit und Geborgenheit, auf das nicht zuletzt die moderne Werbung abzielt. „Das Symbol des fest Gemauerten zeigt sich sehr schön in Schillers Lied von der Glocke, das Generationen auswendig lernen mussten“, meint Wegmann. Dort heißt es: „Fest, wie der Erde Grund, // Gegen des Unglücks Macht // Steht mir des Hauses Pracht!“ Auf der anderen Seite symbolisiert das Verlassen des Elternhauses in vielen literarischen Werken das Zurücklassen von vergangenen Werten und das Ausbrechen aus beengenden Traditionen. Als Beispiel führt Wegmann Rainer Maria Rilkes Figur Malte Laurids Brigge an, der aus einer traditionsreichen Familie stammt, die seit Generationen auf einem Anwesen lebt. Im 1910 veröffentlichten Roman verlässt der Protagonist dieses Anwesen nach dem Tod des Großvaters, lässt sich in Paris in einem winzigen Zimmer nieder und wohnt dort in Miete. „Die beiden Pole, Sicherheit und – um es zugespitzt zu formulieren – Gefängnis sind eigentlich in allen Epochen zu beobachten, werden aber immer ganz unterschiedlich akzentuiert“, erläutert Wegmann.

Für Thomas Wegmann mar-

kiert die Entwicklung eines Immobilienmarktes zu Beginn des 19. Jahrhunderts einen wichtigen Punkt in der Literaturgeschichte des Hauses. Zur Liberalisierung von Haus und Grund führten insbesondere die optimierte Erfassung sämtlicher Flurstücke und die zunehmend privatwirtschaftliche Organisation der Bau- und Wohnungspolitik. Letztere ließ das Mietshaus boomen und bewirkte einschneidende Veränderungen im Verhältnis zwischen Mensch und Haus. Das Haus entwickelte sich von etwas Unbeweglichem zu etwas Beweglichem, wurde zu Wertanlage und Spekulationsobjekt. „In der Literatur gibt es mehrere deutliche Hinweise darauf, dass es im frühen 19. Jahrhundert einen Immobilienmarkt gegeben hat, dies aber noch ein sehr junges Phänomen war“, sagt Wegmann. Johann Wolfgang von Goethe berichtet in einem Brief an seinen Sohn im Jahr 1829 seine Beobachtung, dass Häuser zunehmend als Wertanlage und Spekulationsobjekt erbaut werden, um „unsicheres Papiergeld zu fixieren“.

Sozialer Umbruch

Bereits in seinem 20 Jahre vorher erschienenen Roman „Die



Wohnen als Selbstinszenierung

Johann Wolfgang von Goethe legte – wie einige andere Autoren – sehr viel Wert auf das Wohnen. Sein Haus in Weimar (im Bild sein Arbeitszimmer) ist ein frühes Beispiel dafür, wie man sich nach dem Geschmack der damaligen Zeit einrichten und als Dichter inszenieren konnte. Goethe hatte zum Beispiel bestimmte Sammlungsgegenstände, die er Besuchern vorführte und erläuterte. „Die Wohnverhältnisse waren eine Fortsetzung des künstlerischen Werks“, sagt Thomas Wegmann, der sich auch mit der Inszenierung von Autorenschaft auseinandersetzt.

Fotos: Jens Hauspurg; PantherStock; Uni Ibk

ZUR PERSON



THOMAS WEGMANN

Thomas Wegmann studierte Germanistik, Anglistik und Philosophie in Essen, Dublin und Berlin. Nach dem Studienabschluss 1992 und einigen Jahren im Verlagswesen folgten die Promotion an der Freien Universität Berlin 2000 und die Habilitation an der Berliner Humboldt Universität 2007. Seit Herbst 2011 ist Thomas Wegmann Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft in Innsbruck. Er leitet das Institut für Germanistik an der Universität Innsbruck.

Wahlverwandtschaften“ erzählt Goethe die gesellschaftlichen Umbrüche seiner Zeit, die unter anderem durch zwei Gebäude symbolisiert werden: Ein vergangenheitsträchtiges Gutshaus, das eine der Hauptfiguren des Romans, der adelige Großgrundbesitzer Eduard, von seinem Vater geerbt hat und ein neues „Lustgebäude“, das Eduard auf seinen Liegenschaften errichten möchte. Für die Finanzierung muss er andere Besitzungen verkaufen, im Verlauf des Romans erweist sich das Lusthaus als in jeder Hinsicht vorschnell gebaute und kreditgebundene Utopie.

Die Art und Weise, wie sich Autoren in ihren Romanen, Erzählungen, Gedichten und Theaterstücken mit Häusern beschäftigen, ist also immer auch Ausdruck gesellschaftlicher Vorstellungen. Und das bis heute. „Natürlich bilden heute viele andere Medien, nicht zuletzt diverse Lifestyle-Magazine, die es früher nicht gab, unsere Wohnvorstellungen und Wertvorstellungen ab. Die Literatur hat durch diese Konkurrenz verloren. Die Auseinandersetzung gibt es aber immer noch“, so Wegmanns Einschätzung.

eva.fessler@uibk.ac.at

Neulatein, das Englisch des alten Europa

Von wegen tot – bis in die Frühe Neuzeit war Latein eine äußerst lebendige Sprache. „Ohne neulateinische Literatur würde es das heutige Europa in dieser Form nicht geben“, sind Forscher des Ludwig Boltzmann Instituts für Neulateinische Studien überzeugt.



Der auch ins Lateinische übersetzte Ritterroman „Theurdank“ von Kaiser Maximilian I. gibt wertvolle Einblicke in das damalige Hofleben – z. B. in höfische Vergnügungen wie die Jagd. Foto: Bayrische Staatsbibliothek (Sign. Rar. 325 a, Bl. F3r)

Bei Latein denken die meisten an antike Klassiker wie Caesar, Cicero oder Vergil. Allerdings wurde der überwiegende Teil der lateinischen Literatur erst ab der Mitte des 14. Jahrhunderts verfasst. Innsbrucker Forscher haben sich darauf spezialisiert, diese neulateinischen Schätze zu heben.

„Etwa 95 Prozent der lateinischen Literatur sind dem Neulateinischen zuzuordnen. Allein in Tirol wurden bisher rund 7000 Texte von 2000 Autoren erfasst“, weiß Stefan Tilg, Leiter des Ludwig Boltzmann Instituts für Neulateinische Studien (LBI-NL) an der Uni Innsbruck. Wobei der Begriff Neulatein aber kein neues Latein meine, sondern die konsequente Rückkehr zu antiken Vorbildern. Die lateinische Sprache des Mittelalters hatte sich nämlich immer mehr vom antiken Original entfernt.

Neulatein wurde circa seit dem Humanismus ab Mitte des 14. Jahrhunderts gesprochen und gelesen. Es war die Sprache der Gelehrten und der Kirche. „Neulatein diene aber auch als Kommunikationssprache“, gibt Tilg zu bedenken. „Gerade in den mehrsprachigen Territorien wie Tirol in der Frühen Neuzeit, wo man Deutsch und Italienisch in vielen Dialekten sowie Ladinisch gesprochen hat, half Latein sehr, die Kommunikation zwischen den Landesteilen zu erleichtern.“ Bis sich Europa mit seinen Nationalsprachen formierte, war Neulatein somit eine internationale

Verkehrssprache, die durchaus mit dem Englischen von heute vergleichbar ist.

Trotz dieser immensen Bedeutung war Neulatein bis vor wenigen Jahrzehnten beinahe in Vergessenheit geraten und ist bis heute ein nur schlecht erforschtes Gebiet.

Forschungslücke schließen

Seit einigen Jahren bemüht man sich in Innsbruck darum, diese Forschungslücke zu schließen. Den Anfang machte das Projekt „Tyrolis Latina“ im Jahr 2002, in dem die neulateinische Literatur im Altiroler Raum aufgearbeitet wurde. 2012 wurde diese weltweit einzigartige Literaturgeschichte in einem zweibändigen Werk publiziert. Dass sich Innsbruck in der Neulatein-Forschung einen Namen machen konnte, beweist auch das LBI-NL, in welchem sich seit 2011 insgesamt 17 Forscher mit der neulateinischen Literatur auf den Gebieten der Politik, Religion und Mentalitätsgeschichte in Europa befassen. Ein wichtiges Signal für den Universitätsstandort Innsbruck, denn bisher gibt es nur in Belgien ein weiteres Institut für Neulatein. „Durch unsere Forschungen wollen wir zeigen, dass es unser heutiges Europa ohne die neulateinische Literatur in dieser Form nicht geben würde“, betont Tilg.

Berge als Sehnsuchtsort

Welche Bedeutung Neulatein für die Herausbildung eines modernen Europas geleistet hat, sollen verschiedene Beispiele deutlich machen. „Sehr gut erkennbar ist das z. B. am Projekt ‚Die Entdeckung der Berge‘“, erklärt Martin Korenjak, der ebenfalls am LBI-NL als Forscher tätig ist. Über



Foto: UB Tirol (Sign. 30507, Frontispiz), Watzek

Zahlreiche wissenschaftliche Werke wie Christoph Scheiners „Oculus, hoc est fundamentum opticum“ („Das Auge als Grundlage der Optik“, l.) oder Pietro Andrea Mattioli „Compendium de plantis omnibus“ („Umfassendes Heilpflanzenkompendium“, r.) wurden in Latein verfasst.

Tausende von Jahren hinweg seien die Berge als Schreckenslandschaft gesehen worden. Einen großen Umbruch habe es im 18. Jahrhundert, in der Zeit der Empfindsamkeit und Aufklärung, gegeben. Wenn man sich die Geschichte etwas genauer ansehe, erkenne man aber, dass die Berge bereits im 16. Jahrhundert als Sehnsuchtsort beschrieben wurden. „Auf Neulatein eben, was wohl der Grund dafür war, warum man das komplett vergessen hat“, bringt es der klassische Philologe auf den Punkt.

Insofern haben die Neulateiner als Erste dazu beigetragen, dass die Berge als Erholungsraum transportiert wurden. Ein Mentalitätswandel hin zu einem Bild, von dem auch der heutige Tourismus lebt.

„Sehr interessant ist auch Pietro Andrea Mattioli ‚Compendium de



Foto: Bayrische Staatsbibliothek (Sign. Res/4 Pinc. 210 S. 133)

plantis omnibus“, führt Lav Subaric, Wissenschaftler am LBI-NL, ein weiteres Beispiel neulateinischer Literatur an. Mattioli war u. a. als Leibarzt bei Erzherzog Ferdinand II. in Tirol tätig. Er beschäftigte sich aber auch mit Botanik, und Tirol wurde auf diesem Gebiet zumindest zeitweise zum Zentrum der europaweiten Forschung. „Begonnen hat das damit, dass Mattioli einen Kommentar zu einem antiken Kräuterbuch veröffentlichte. Das hat dann eine Eigendynamik entwickelt, weil Forscher aus ganz Europa ihm daraufhin ihre Ergebnisse zugeschickt haben.“ Indem Mattioli diese Erkenntnisse in das Werk einarbeitete, entstand ein pharmazeutisches Compendium, in welchem Hunderte neuer Heilpflanzen benannt, beschrieben und analysiert wurden. „Sowohl von der Form her als auch in pharmazeutischer Hinsicht

war das für die damalige Zeit ein Quantensprung“, weist Subaric auf die Bedeutung dieses Werkes hin.

Spiegel vergangener Zeiten

Es gebe noch viele Beispiele aus Tirol bzw. aus ganz Europa für revolutionäre Erkenntnisse der Wissenschaft, die in Neulatein formuliert worden seien, betonen die Innsbrucker Forscher. Etwa Isaac Newtons Grundlegung der modernen Physik oder das heliozentrische Weltbild von Kopernikus. Doch neulateinische Literatur vermag auch wichtige Einblicke in das damalige Leben zu geben – u. a. in das Innsbrucker Hofleben, wie eine Reihe von Gedichten aus der Zeit Kaiser Maximilians zeigt. „Der Codex Fuchsmagians ist sicherlich eine der wichtigsten Lyriksammlungen, wenn man von höfischer Kultur spricht“, weiß Korenjak zu berichten. Darin sei eine sehr breite Vielfalt an Themen zu finden. Etwa panegyrische Werke, in denen hochgestellte Personen bei Hof gelobt werden, z. B. deren Kriegstaten. Aber auch höfische Vergnügungen seien ein Thema, wobei die Jagd besonders am Innsbrucker Hof sehr wichtig sei.

Solche und weitere bisher fast vergessene Schätze neulateinischer Literatur wollen die Wissenschaftler am LBI-NL in den nächsten Jahren noch heben. Insgesamt ist deren Forschungsarbeit auf sieben Jahre angelegt. Die laufend veröffentlichten Ergebnisse sollen abschließend in einer Monografie zusammengefasst und die Materialbasis in Form einer Online-Datenbank publiziert werden – damit auch der Öffentlichkeit bewusst wird, dass Latein durchaus Leben in sich hat.

michaela.darmann@tt.com

Ludwig Boltzmann Institut für Neulateinische Studien

Das Ludwig Boltzmann Institut für Neulateinische Studien (LBI-NL) wurde am 1. März 2011 eröffnet. Das Forschungsprogramm, das auf sieben Jahre angelegt ist, soll zu einer breiteren Anerkennung der neulateinischen Philologie als eigener Forschungsdisziplin beitragen. Partner des LBI-NL sind neben der Universität Innsbruck die Universität Freiburg im Breisgau, die Österreichische Nationalbibliothek sowie das Päpstliche Komitee für Geschichtswissenschaft im Vatikan. Die 1960 gegründete Ludwig Boltzmann Gesellschaft ist eine private Trägerorganisation für Forschungseinrichtungen in Österreich, die sich mit medizinischen sowie geistes-, sozial- und kulturwissenschaftlichen Fragestellungen befassen.



Stefan Tilg, Martin Korenjak (v.l.) und Lav Subaric (r.) vom Ludwig Boltzmann Institut für Neulateinische Studien mit Minister Karlheinz Töchterle bei der Buchpräsentation der „Tyrolis Latina“. Foto: Tiroler Landesmuseen



Das Hotel Berghof in Seefeld steht für eine neue Formenentwicklung in der Tiroler Tourismusarchitektur. Fotos: Sammlung Joachim Moroder, Hilde Mazagg

„Mazaggs Misthaufen“

Jeder Tiroler hat schon einmal die Namen Clemens Holzmeister oder Lois Welzenbacher gehört. Aber wer kennt schon Siegfried Mazagg? Seltsamerweise fast niemand. Obwohl er den Tourismusbauten eine neue Richtung gab und noch heute viele seiner Werke das Land zieren.



Der Architekt und Zeichner Siegfried Mazagg stammt ursprünglich aus Pflzen in Südtirol.

Mit nur 30 Jahren kam Mazagg bei einem Autounfall ums Leben. Dennoch hat er Tirol ein großes Architekturerbe hinterlassen.

Das Achenseekraftwerk, das Hotel Mariabrunn hoch über Innsbruck, das Hotel Alpenhof in Pertisau und eine Vielzahl an Geschäfts- und Wohnbauten – Siegfried Mazagg hat in den wenigen Jahren seines Schaffens viel gebaut. Als ob das nicht genug wäre, schuf er auch noch einige Wettbewerbsbeiträge.

Erstmals wurde von seinem kompletten Werk nun im Rahmen eines Projekts ein Gesamtverzeichnis erstellt. Bettina Schlorhauser

vom Institut für Architekturtheorie und Baugeschichte und Joachim Moroder vom Institut für Gestaltung/studio2 publizierten außerdem ein Buch über den fast vergessenen Tiroler Architekten. Ermöglicht wurde das Buch, da über 600 seiner Zeichnungen als Leihgabe aus Familienbesitz an die Universität Innsbruck gegangen sind.

Seelisch zerrissen

Begonnen hat die große Karriere des Künstlers und Architekten aber mit zahlreichen Selbstzweifeln. Geboren in Pflzen bei Bruneck, übersiedelte er mit seiner Familie 1919 nach Nordtirol. Zunächst lebte die Familie in Imst, später in Innsbruck. Wie

viele seiner Zeitgenossen studierte er nicht an der Universität, sondern besuchte die Staatsgewerbeschule, Abteilung Baufach. Und wie die meisten Architekten seiner Zeit hatte er beruflich gesehen eigentlich künstlerische Ambitionen, sein Potenzial blieb aber zunächst verkannt. Seine Lehrer trugen teils große Namen wie Clemens Holzmeister und Lois Welzenbacher. Eine Merkwürdigkeit in seiner Laufbahn: Den Kontakt zu beiden hat Siegfried Mazagg nicht gehalten.

Seine ersten beruflichen Schritte lassen sich heute gut nachverfolgen. In einer Umfrage des Heimatschutzes gab er an, im Februar 1922 in die Baufirma Huter & Söhne eingetreten zu

sein. Glücklicherweise wurde er dort jedoch nicht, denn schon im Herbst desselben Jahres verließ er die Firma infolge „unbefriedigten Schaffens“. Eine Reise nach Deutschland sollte seinen künstlerischen Drang befriedigen, jedoch erhielt er keine Aufenthaltsgenehmigung und war drei Wochen später zurück in Tirol. Das vergebliche Bemühen um eine Anstellung führte ihn in „große seelische Zerrissenheit“. Vermutlich trug dazu auch eine erfolglose Ausstellung seiner Werke im Ferdinandeum bei. Über sich selbst schrieb er, dass er kein Verzeichnis seiner Werke führe, da es ihm an Eitelkeit mangle, sollte aber jemals jemand einen Titel für sein Gesamtwerk suchen, so würde ihm „Mazaggs Misthaufen“ passend erscheinen.

Die Firma Innerebner & Mayer stellte ihn schließlich ein. Seine Freizeit war von nun an so knapp bemessen, dass er kaum noch dazu kam, sich mit seinen künstlerischen Ambitionen zu beschäftigen.

Wendepunkt Kraftwerk

Der Bau des Achenseekraftwerks gab seinem Leben jedoch eine Wende. Innerebner & Mayer durften ihre Pläne, die den Behör-

«Das wirklich Spannende an Siegfried Mazagg ist, dass er Architektur für ganz normale Leute gemacht hat.»

Bettina Schlorhauser

den bereits vorlagen, nicht einfach umsetzen, sondern mussten mehrere Planer einladen, Entwürfe zu fertigen, die im Ferdinandeum ausgestellt wurden. Dies geschah wohl auf Betreiben des Heimatschutzes. Mazaggs Entwurf wurde dabei „angenommen“, einen Preis gab es nicht, aber er konnte seine Vorstellungen nun zumindest in den Bau einfließen lassen. Nun endlich wurde er auch in der Öffentlichkeit wahrgenommen.

Freies Schaffen

Im Jahr 1928 ließ sich Mazagg als freier Architekt nieder. In seinem Schaffen orientierte er sich an den Vorgaben des Heimatschutzes, aber auch an den modernen Strömungen der 1920er-Jahre. Mazagg verfolgte die Geschehnisse am Bauhaus mit großem Interesse und hatte das Ziel, sich langfristig

aus Tirol herauszuarbeiten. Binnen zwei Jahren wurde er so zu einem erfolgreichen österreichischen Architekten. Bis zu seinem plötzlichen Tod 1932 muss er ein unglaubliches Arbeitspensum bewältigt haben.

Ein Schwerpunkt seiner Arbeit lag auf touristischen Bauten. Zunächst versuchte er sich an einem Wettbewerbsprojekt für ein Hotel auf der Seegrube. Dort kam aber Franz Baumann zum Zug, nachdem man die Hotelpläne verworfen hatte und die Seilbahn mit ins Projekt einbezog. Tatsächlich ausgeführt wurden aber seine Pläne für das Hotel Berghof in Seefeld, das Hotel Mariabrunn in Innsbruck und seine Umbaupläne für das Hotel Alpenhof in Pertisau – alle Schlüsselwerke auf dem Gebiet des Tourismusbaus. „Mazaggs touristische Bauten vereinen gewisse bauliche Merkmale: Er verwendet meist ein Pultdach und verschalt Bereiche mit dunkel gebeiztem Holz“, erklärt Schlorhauser. Auffallend ist auch die Geradlinigkeit seiner Entwürfe. Seine Arbeit erschöpfte sich jedoch nicht in der Gestaltung des Baukörpers: Die komplette Einrichtung bis zum Mobiliar und der Beleuchtung stammten aus seiner Hand.

Funktionelles Wohnen

Mazagg beschäftigte sich nicht nur mit Hotels und Pensionen. Mit viel Liebe zum Detail widmete er sich der Aufgabe, Wohnhäuser zu entwerfen. Er war dabei kein Architekt der geistigen und sozialen Elite, sondern orientierte sich an den weniger gefüllten Geldtaschen und den Bedürfnissen der „kleinen Leute“. In den Zeiten großer Wohnungsnot war die Idee, Wohnraum möglichst rationell zu nutzen, ein Thema, das viele Architekten umtrieb. Auch Mazagg erfand in dieser Hinsicht das Rad nicht neu, doch im Gegensatz zu den Lösungsansätzen anderer sind seine Versuche, einen Bezug zwischen Bauplatz, Umgebung und Baukörper herzustellen, deutlich erkennbar. Dies führte zum Beispiel dazu, dass er der Aussicht selbst bei einem kleinen Wohnhaus denselben Stellenwert einräumte wie bei einer Villa.

Begnadeter Karikaturist

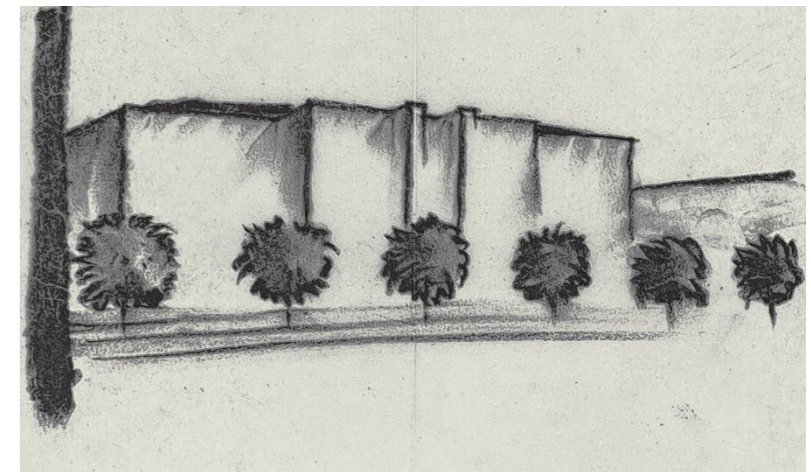
Erhalten sind auch Zeugnisse einer weiteren Begabung Siegfried Mazaggs: Mit wenigen Stri-

chen erfassten seine Karikaturen Situationen punktgenau. Erst vor kurzem entdeckte man zahlreiche Zeichnungen von ihm in der Chronik des Alpinen Clubs Karwendler Innsbruck, einer Vereinigung von begeisterten Alpinisten, der Mazagg angehörte.

Zum Bau des Achenseekraftwerks gaben Mazagg und weitere Architekten gleich einen ganzen Band mit dem Titel „Der Bau des

Achenseekraftwerkes in der Karikatur“ heraus. Mit gerade einmal 30 Jahren starb Siegfried Mazagg bei einem Autounfall.

Wer tiefer in das Schaffen des Architekten eintauchen möchte, kann sich im gerade erschienenen Buch „Siegfried Mazagg – Interpret der frühen Moderne in Tirol“ von Bettina Schlorhauser und Joachim Moroder ausführlich informieren. christina.vogt@tt.com



Von Mazaggs Wettbewerbsbeitrag zum Bau der Hauptschule Hötting ist nur eine Skizze erhalten (oben).

Das vor wenigen Jahren abgerissene Strandbad Pertisau (Mitte) wurde auch im Inneren vollständig nach Mazaggs Entwürfen eingerichtet (unten).

Fotos: Archiv für Baukunst, Sammlung Walter Felkel



Regenwürmer verfügen über einen Mechanismus, der ihnen hilft, Schwermetalle aus dem Körper loszuwerden.

Fotos: PantherStock; Uni Innsbruck

Umweltstress: Protein schützt Regenwürmer

Weil sie sich mit Hilfe eines speziellen Eiweißes schützen können, überleben Regenwürmer auch in mit Schwermetallen belasteten Böden.

Auf Basis desselben molekularen Mechanismus stellen Forscher an der Universität Innsbruck nun leuchtende Nanoteilchen her.

Bis zu 2000 Regenwürmer leben auf einem Quadratmeter

Erde. Sie bauen organische Stoffe ab, lockern den Boden und durchmischen die Erde. Deshalb sind Regenwürmer auch von großer Bedeutung für das Ökosystem Boden. Soll die Bodenqualität untersucht werden, richten Forscher ihren Blick auch auf den Regenwurm. „Es gibt eine Reihe

von Studien, die Eiweiße im Regenwurm analysieren, um die Belastung eines Bodens zu beurteilen“, sagt Dr. Martina Höckner vom Institut für Zoologie der Universität Innsbruck. „Eines dieser Proteine gehört zur Familie der Metallothioneine, die unter anderem Schwermetalle

binden können.“ Es ist besonders dann häufig in den Zellen von Regenwürmern zu finden, wenn die Tiere Umweltstress ausgesetzt sind. Sie helfen den Würmern zum Beispiel dabei, giftige Schwermetalle wieder loszuwerden. „Wir wissen, dass unter anderem auch Regenwürmer

dieses Protein für die Entgiftung verwenden“, erläutert Martina Höckner.

Umweltgift Cadmium

„Die Schwermetalle werden an dieses Eiweiß gebunden und über verschiedene Transportwege auch wieder aus dem Körper ausgeschieden“, erklärt die Forscherin, die diesen Mechanismus beim Regenwurm seit einiger Zeit am Beispiel des giftigen Cadmiums untersucht. Dieses Schwermetall wird heute industriell vielfältig eingesetzt und gelangt zum Beispiel im Bergbau, durch Dünger und Pestizide oder Batterien in die Umwelt. Auch Zigarettenrauch enthält erhebliche Mengen an Cadmium. „Das Protein schützt vor der Wirkung des giftigen und krebserregenden Metalls.“ Die Wissenschaftlerin möchte jetzt verstehen lernen, wie dieser molekulare Mechanismus genau funktioniert.

Wichtiger Prozess

Dazu nutzt die Zoologin verschiedene genetische und molekularbiologische Methoden. Dies ist im Detail möglich geworden, weil das Erbgut des Regenwurms vor kurzem entschlüsselt werden konnte. So kann man überprüfen, welche molekularen Faktoren für die Produktion des Eiweißes verantwortlich sind. „Wir wollen diesen Regulationsmechanismus im Regenwurm richtig verstehen“, sagt sie.

Weil Metallothioneine in der Evolution stark konserviert wurden – sie also im gesamten Tierreich vorkommen –, sind diese Untersuchungen auch für den Menschen interessant. Dieses Protein bindet nicht nur Schwermetalle wie Cadmium, Quecksilber und Silber, sondern auch das für den Menschen lebenswichtige Zink, das dem Körper über denselben Regulationsmechanismus zur Verfügung gestellt wird. „Dieses Protein ist wirklich multifunktional“, sagt Martina Höckner. „Es wurde zum Beispiel auch in manchen Tumoren gehäuft gefunden, könnte also bei diesen Erkrankungen ebenfalls eine wichtige Rolle spielen.“

Nanoteilchen herstellen

Gemeinsam mit Wissenschaftlern am King's College in London hat die Innsbrucker Regenwurm-Forscherin diesen molekularen

Mechanismus nun auch für ein ganz anderes Vorhaben ausgenutzt. In der Biomedizin werden häufig fluoreszierende Stoffe eingesetzt, um bestimmte Moleküle in Zellen zu markieren und so Prozesse unter dem Mikroskop gezielt zu analysieren. Die Stoffe im Labor zu produzieren kann mitunter sehr aufwändig sein. Es wurden schon bisher Bakterien und Pilze verwendet, um diese Verbindungen herzustellen. Nun wollten die Wissenschaftler überprüfen, ob auch höhere Tiere

«Die Schwermetalle werden an das Protein gebunden und wieder aus dem Regenwurm ausgeschieden.»

Martina Höckner

in der Lage sind, die fluoreszierenden Stoffe zu produzieren. Der Entgiftungsmechanismus des Regenwurms schien dafür der geeignete Kandidat zu sein. „Wir haben den Würmern Cadmium und Tellur verabreicht, und tatsächlich bildeten sich in den Zellen der Tiere solche fluoreszierenden Stoffe“, erzählt Höckner. „Und nicht nur das: Die leuchtenden Nanoteilchen sind wasserlöslich und haben deshalb für den Einsatz in der Biomedizin die idealen Eigenschaften.“ Dieses überraschende Ergeb-

nis wurde deshalb auch in Nature Nanotechnology, einer renommierten Wissenschaftszeitung, veröffentlicht. Höckner und ihre Kollegen gehen davon aus, dass die beiden vom Regenwurm aufgenommenen Metalle an den Metallothioneinen binden und so die begehrten Nanoteilchen entstehen. Nun wollen sie dieses Experiment auch mit anderen Metallen durchführen und so Teilchen mit neuen Eigenschaften herstellen.

Umweltproteomik

„Im Zentrum steht für mich aber immer die Frage danach, wie dieser molekulare Mechanismus der Entgiftung tatsächlich funktioniert und reguliert wird“, sagt die junge Wissenschaftlerin. Dafür wird sie im Sommer auch für mehrere Monate in die USA reisen, um eine neue Untersuchungsmethode kennen zu lernen: „In der dort praktizierten Umweltproteomik wird nicht nur ein einzelnes Protein analysiert, sondern die Summe aller bei Umweltstress gebildeten Proteine“, sagt Höckner. „Ich werde dann Untersuchungen bei unterschiedlichen Temperaturen und Schwermetallbelastungen durchführen.“ So könnte man weitere an dem Entgiftungsmechanismus in Regenwürmern beteiligte Eiweiße entdecken.

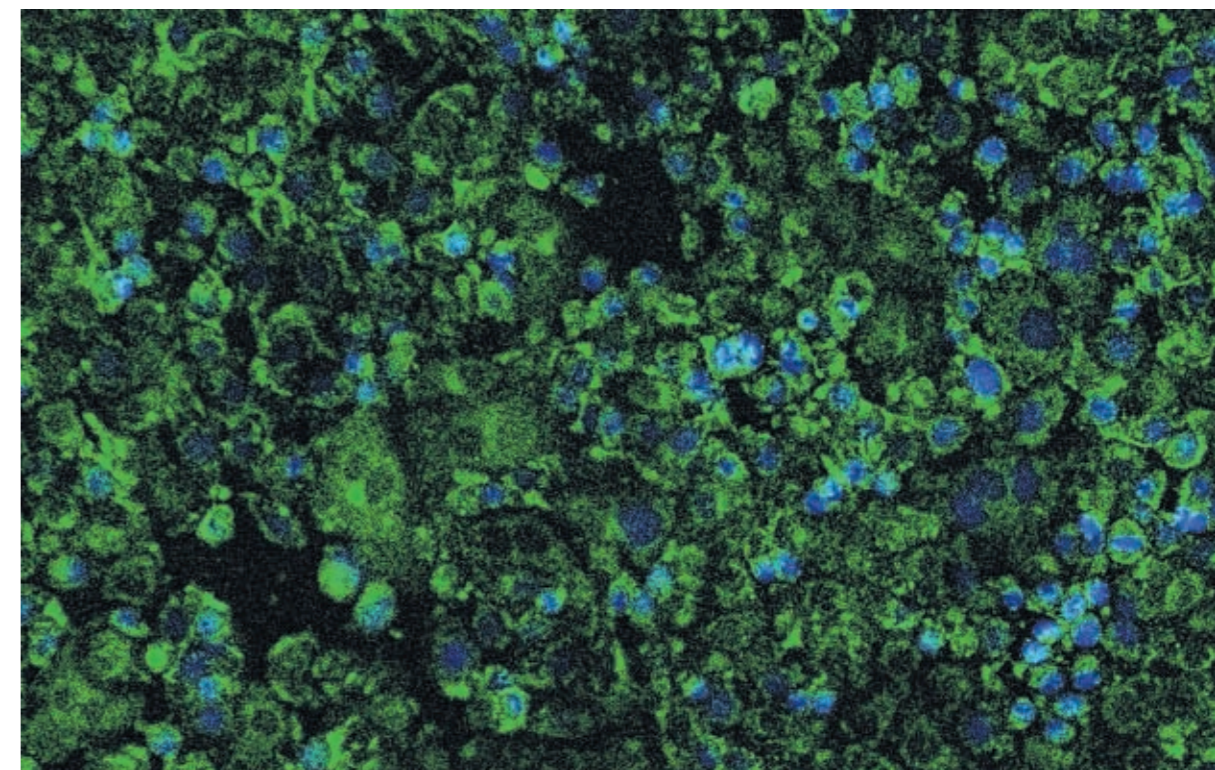
christian.flatz@uibk.ac.at

ZUR PERSON



MARTINA HÖCKNER

Martina Höckner, geboren 1979 in Innsbruck, studierte Biologie an der Universität Innsbruck. Ihre Doktorarbeit schrieb sie am Department für Medizinische Genetik, Molekulare und Klinische Pharmakologie der Medizinischen Universität Innsbruck. Nach der Promotion forschte sie mehrere Jahre am Institut für Zoologie in Innsbruck, bevor sie mit einem Schrödinger-Stipendium des österreichischen Wissenschaftsfonds FWF für ein Jahr an das King's College in London ging. Seit September 2012 ist Martina Höckner Universitätsassistentin an der Universität Innsbruck. Im Juli geht sie mit einem Fulbright-Stipendium für ein halbes Jahr an die California Polytechnic State University.



Der Regenwurm produziert Nanoteilchen, die in Zellen zum Leuchten gebracht werden können.

Foto: Maya Thanou



Die Welt wandelt sich und damit auch die Menschen und ihre Beziehungsmuster.

Foto: istockphoto.com

Gemeinsam einzigartig

Eine gute Beziehung wird nach wie vor mit konservativen Beziehungsmustern gleichgesetzt. Forschende der Universität Innsbruck wollen die Qualität moderner Beziehungen besser untersuchbar machen.

Beziehungszufriedenheit erhöht die Lebensqualität. Gute Beziehungen, die als unterstützend wahrgenommen werden, haben nicht nur Auswirkungen auf das allgemeine psychologische Wohlbefinden, sie wirken auch positiv auf gesundheitliche Aspekte des Menschen.

Was macht eine gute Beziehung aus? Allgemeine Komponenten wie das Ausmaß an Intimität und Konflikten werden in der Beziehungsforschung ebenso wie in der therapeutischen Praxis zur Messung der Beziehungsqualität herangezogen. Ausschlaggebend für eine gute Beziehung ist jedoch die Individualität jedes Paares und deren Passung zueinander, unabhängig von gesellschaftlichen Bezie-

hungsmustern. Cathrin Schiestl und Dirk Mügge vom Institut für Psychologie der Universität Innsbruck versuchen deshalb, in ihrem durch den Tiroler Wissenschaftspreis geförderten Projekt das theoretische Verständnis von Beziehungsqualität real messbar zu machen. Dabei sind sie in dem noch relativ jungen Forschungsfeld – erste wissenschaftliche Instrumente kommen aus den 1970er-Jahren – auf er-

hebliche Defizite im Bereich der derzeitigen Forschung gestoßen. Durch die Konzipierung eines multidimensionalen Fragebogens zur Erfassung von Beziehungsgütern wollen Schiestl und Mügge bisherige wissenschaftliche Probleme lösen und gleichzeitig veränderte Lebensumstände berücksichtigen. Insbesondere soll die Individualität einzelner Paare hervorgehoben werden. „Wir wollen die Realität nicht in psy-

chologische Muster zwingen“, erläutert Dirk Mügge.

Anstoß zum gemeinsamen Projekt gab die Erkenntnis, dass bisher keine Möglichkeit besteht, die Befragungsergebnisse der einzelnen Fragebögen eines Paares aufeinander abzustimmen. Wie so oft in einer Beziehung besteht zum Beispiel eine kontroverse Einschätzung zur Zufriedenheit mit dem Thema Haushaltsführung. Dem Klischee nach überlässt der Mann die Arbeit oftmals gerne der Frau und ist mit der Situation sehr zufrieden, die Frau hingegen wünscht sich eine gerechte Arbeitsteilung. Auf eine Frage, die sich auf die Intimität bezieht, kann wiederum eine völlig entgegengesetzte Einschätzung der Situation durch Mann und Frau erfolgen. Die Frau empfindet die partnerschaftliche Nähe als ausreichend, der Mann hingegen wünscht sich mehr. Die separate Einschätzung der Beziehungsqualität durch Mann und Frau kann zu einem numerisch identisch hohen Wert führen, was für die Psychologie wiederum eine theoretisch gute Partnerschaft indiziert. Werden diese Ergebnisse hinterfragt und die Fragebogen aneinander angepasst, können grundsätzlich gegensätzliche Einschätzungen, die zum selben Ergebnis geführt haben, zu einer Verzerrung des Resultats beitragen. Im Fragebogen von Cathrin Schiestl und Dirk Mügge soll das Partnerschaftliche im Kontext zueinander erforscht werden.

Unkonventionelle Muster

Neben dieser Anpassungsschwierigkeit ergeben sich aber weitere Herausforderungen für die Wissenschaftler: In dem in der Praxis am häufigsten verwendeten Fragebogen zur Beziehungsqualität, der so genannten Dyadic Adjustment Scale, werden Fragen zur Zufriedenheit innerhalb der Partnerschaft unterschiedlich gewichtet. „Wir versuchen, in unserem Projekt komplett auf Ja-oder-Nein-Fragen zu verzichten, da es sehr wichtig ist, Fragen gleichmäßig zu bewerten“, sagt Cathrin Schiestl. Um die Realität wahrheitsgemäß abbilden zu können, versuchen die Wissenschaftler, die Gewichtung der Fragen durch das jeweils befragte Paar selbst zu ermöglichen. Beziehungsgüte hängt stark vom alltäglichen Leben ab, von den Vor-

stellungen, dem Verhalten, aber auch von den Verfehlungen und wie gut der einzelne Partner dies kompensieren kann.

Die Welt ist in einem stetigen Wandel, mit ihr auch die Menschen und ihre Beziehungsmuster. Die Forschung im Bereich der Beziehungszufriedenheit hat seit ihrem Anfang in den 1970er-Jahren nur eine geringe Anpassung erfahren. Vor vierzig Jahren wurden Instrumente entwickelt, die heutzutage noch immer ihre Anwendung finden, ergänzt Dirk Mügge. Die Dyadic Adjustment Scale, ein Standardinstrument in der Beziehungsforschung, das auch heute noch vorrangig verwendet wird, geht von einem konventionellen Ehemuster mit einer gemeinsamen Haushaltsführung aus. Die technische Entwicklung – insbesondere in der Kommunikation – ermöglicht es uns heutzutage, andere Formen von Beziehungen zu führen. „Fragen zu gemeinsamen Haushaltsmitteln werden in ei-

«Neue Beziehungsformen werden in veralteten Versionen von Fragebögen nicht berücksichtigt.»

Dirk Mügge

ner Fernbeziehung irrelevant, jedoch spielen andere Faktoren eine wichtige Rolle, die in diesen veralteten Versionen von Fragebögen nicht berücksichtigt werden“, führt Dirk Mügge als Beispiel an.

Der mehrdimensionale Fragebogen soll nicht nur partnerschaftliche Beziehungen erfassen, Cathrin Schiestl und Dirk Mügge versuchen, ihr Forschungsfeld auf freundschaftliche Beziehungen

Wie rechtfertigen Forscher ihre Kritik?

Mit den veränderten Beziehungsformen gehen wissenschaftlich methodische Schwierigkeiten einher, die Dirk Mügge in einem Einzelprojekt durch einen wissenschaftlichen Artikel aufzeigen will. Der aktuelle Stand der Forschung wird dabei quantitativ und qualitativ



Cathrin Schiestl und Dirk Mügge versuchen in ihrer Arbeit, Beziehungsqualität messbar zu machen.

Foto: Mügge

auszuweiten. Denn wie auch der Kinofilm „Freundschaft Plus“ aus dem Jahr 2011 zeigt, haben sich Beziehungsformen entwickelt, in denen sexuelle Treue eine zweitrangige Rolle spielt. Paare stellen den so genannten Social Support, also die Unterstützung in allen Lebenslagen durch den Partner, in den Vordergrund. In der praktischen Erfassung der Beziehungsgüte wird die sexuelle Treue aber noch immer als ausschlaggebend für eine gute Beziehung angesehen. Dem wird unabhängig von der persönlichen Einstellung des Paares die Auffassung zugrunde gelegt, dass sexuelle Untreue automatisch etwas Schlechtes für eine Beziehung bedeutet.

Eine Herausforderung

Der neue multidimensionale Fragebogen soll also einerseits die

abgebildet und auf die Defizite wird eingegangen. Dadurch soll aufgezeigt werden, dass in der Praxis die Methoden zur Erhebung von Beziehungsqualität nicht angemessen ausgewählt werden. Basierend auf diesem Projekt bekommt die mit Cathrin Schiestl zusammen durchgeführte Entwicklung eines multidimensionalen Fragebogens eine fachlich wichtige Rechtfertigung.

Selbsteinschätzung der befragten Paare ermöglichen, auf der anderen unkonventionelle Beziehungen genauso adäquat abbilden wie klassische Beziehungen. Die Herausforderung besteht darin, ein flexibles Instrument zu schaffen, das verschiedene Beziehungsmuster berücksichtigt und zugleich präzise Ergebnisse liefert.

«Es ist wichtig, sich in die Personen hineinzusetzen, die den Fragebogen ausfüllen.»

Cathrin Schiestl

Für die Entwicklung der Daten werden willkürlich ausgewählte Laien herangezogen, das Projekt baut auf einem völlig neuen Ansatz auf: Die Realität soll durch die direkte Befragung von Paaren widerspiegelt werden. „Man muss sich in die Personen hineinversetzen können, die diesen Fragebogen ausfüllen sollen“, ergänzt Cathrin Schiestl. Derzeit werden die ersten empirischen Daten analysiert und noch in diesem Jahr soll eine vorläufige Version des Fragebogens entstehen. Als langfristiges Ziel wünschen sich die Wissenschaftler, dass der Fragebogen verlegt und in der Praxis als geeignetes Mittel zur Untersuchung von Beziehungen angenommen wird.

lisa.steurer@student.uibk.ac.at

Marktforschung künstlerisch gedacht

Zwei Nachwuchswissenschaftlerinnen der Uni Innsbruck entwickelten eine Methode, um multisensorischer Markenidentität Ausdruck zu verleihen.

Optik, Musik, Geruch, Geschmack und Haptik spielen beim Kauf von Produkten eine entscheidende Rolle. Markenmanagerinnen und -manager zielen immer mehr darauf ab, derartige multisensorische Markenerlebnisse zu schaffen, um ein charakteristisches Bild der Marke im Gedächtnis

der Konsumentin und des Konsumenten zu verankern.

In einer Welt, in der Aufmerksamkeit die neue Währung ist, geht es darum, multisensorische Produkterlebnisse und gleichzeitig eine nachhaltig effektive Kommunikation zu schaffen. Produkte sind in der heutigen Zeit zu mit Bedeutung aufgeladenen Objekten avanciert. Und diese

Bedeutung muss mit allen fünf Sinnen erfahrbar sein. Diese multisensorischen Erlebnisse werden dabei dem jeweiligen Wunschimage der Marke bzw. des Unternehmens angepasst. Ein bekannter amerikanischer Hersteller, der Computer, MP3-Player und Smartphones auf den Markt bringt, wirbt mit Status, Minimalismus, klaren Formen und reduzierten Farben. Eine international agierende österreichische Luxusmarke im Bereich Schmuck und Homedecor arbeitet indes mit opulentem Design und fiktiven Traumwelten. Oder man betritt die Verkaufsräume

werden. Um diese Strategien geschickt einsetzen zu können, bedarf es Einblicke in das multisensorische Markenwissen der Verbraucherinnen und Verbraucher. Dieses Wissen ist das Ergebnis vergangener Erlebnisse mit der Marke und zeichnet sich dadurch aus, dass es beim Erleben der Marke in sensorischer Form abgespeichert wird. „Basierend auf den Erkenntnissen der Neurowissenschaft gehen wir davon aus, dass alles so in unserem Gedächtnis gespeichert wird, wie es erfahren wird. Ein Bild wird als Bild und ein Geruch wird als Geruch abgelegt. Dementsprechend müssen wir den Zustand stimulieren, der während der Wissensentstehung aktiv war, um multisensorisches Wissen abzurufen“, erklärt Maria Kreuzer vom Institut für Strategisches Management, Marketing und Tourismus der Universität Innsbruck. Derzeit zielen die meisten Methoden zur Erhebung von Markenwissen aber auf bewusste, verbal gespeicherte Wissensinhalte ab und nicht auf unbewusstes, multisensorisches Wissen. Eine geeignete Methode zur Erforschung von nicht bewusstem, multisensorischem Markenwissen fehlte bisher. Den beiden Innsbrucker Nachwuchswissenschaftlerinnen Sylvia von Wallpach und Maria Kreuzer gelang es, eine neue Methode zu entwickeln, um auf kreative Art und Weise die Bedeutung einer Marke zu ermitteln.

Multi-Sensory Sculpting

„Die Methode des Multi-Sensory Sculpting, kurz MSS, ermöglicht es einerseits, zu verstehen, welche multisensorischen Bedeutungen im Gedächtnis der Kon-

sumentinnen und Konsumenten abgespeichert sind. Andererseits zeigt sie – und das ist das Spannende an der Methode –, woher diese Bedeutungen stammen“, weiß Sylvia von Wallpach. Die Grundidee basiert auf einem Toolkit, das mittels Brainstorming entworfen wurde. „Darin findet man verschiedene abstrakte Materialien wie Steine, Wachs, Sand, Glas, Kristalle, aber auch Aromen, Gewürze oder essbare Gegenstände sowie Geräusche und Klänge, die dazu dienen, die Sinneseinheiten zu stimulieren“, beschreibt Kreuzer den Aufbau der Materialsammlung. In der ersten Phase einer „Multi-Sensory Sculpting-Sitzung“ geht es um die sinnliche Stimulierung der Konsumentinnen und Konsumenten und die Vorbereitung auf die eigentliche Konstruktionsaufgabe. „Dabei bauen wir alle Materialien in einem Raum auf und die Probanden haben die Aufgabe, diese mit allen Sinnen wahrzunehmen. Es geht darum, die Werkstoffe in die Hand zu nehmen oder daran zu riechen, um sich damit vertraut zu machen. Diese erste Phase ist sehr wichtig, weil durch diese freie Exploration auch die Hemmungen fallen, die mit der Aufgabe verbunden sein können.“

Skulptur als Metapher

In einem zweiten Schritt wird die eigentliche Aufgabenstellung mitgeteilt, die dazu auffordert, anhand der im Raum befindlichen Komponenten eine Skulptur zu



Durch multisensorische Markenerlebnisse soll ein signifikantes Bild der Marke entstehen.

Foto: PantherStock

bauen, die die Bedeutung einer bestimmten Marke widerspiegelt. Die Testpersonen können danach innerhalb eines individuellen Zeitfensters ihre Skulptur kreieren. Sylvia von Wallpach, die als Assistenzprofessorin im Bereich Marketing der Universität Innsbruck arbeitet, erklärt, dass „die Skulptur, die aus diesem Prozess heraus entsteht, natürlich sehr sub-

ektiv ist. Wir könnten diese nicht ohne die verbalen Ausführungen der Probanden interpretieren. Aus diesem Grund ist ein anschließendes Interview erforderlich, in dem man auf die Bedeutung der einzelnen Bestandteile der Skulptur sowie der Skulptur als Gesamtes eingeht.“

Durch das intuitive Wahrnehmen der Materialien und das kre-

ative Erarbeiten der Skulptur wird das rationale Denken weitgehend ausgeschaltet und ein Vordringen zu den nicht bewussten Bedeutungen, die mit einer Marke verbunden werden, ermöglicht. Das ist das eigentliche Ziel der Methode. „Es geht hauptsächlich darum, die Leute so frei wie möglich erzählen zu lassen. Die Skulptur ist eigentlich nur das Sprungbrett zu den persönlichen Erfahrungen, die die Verbraucher mit den Marken hatten, sowie zu den daraus resultierenden multisensorischen Gedächtnisinhalten. Die Skulptur dient als Metapher, die die Bedeutung der Marke zum Ausdruck bringt“, erläutert von Wallpach. Bisher haben die beiden Wirtschaftswissenschaftlerinnen mit über 180 Testpersonen und sieben verschiedenen Unternehmen zusammengearbeitet. „Erlebnisbasiertes Marketing ist momentan extrem wichtig und sehr gefragt. Es fehlten bisher aber Instrumente, um die Basis für die konkrete Planung und Umsetzung multisensorischer Marketingmaßnahmen zu schaffen“, betont die junge Assistenzprofessorin das Potenzial der neu entwickelten Methode.

nina.hausmeister@uibk.ac.at



Der Aufbau der Skulptur spiegelt die Bedeutung der Marke wider: MSS-Skulptur einer Tiroler Luxusmarke.

Fotos: von Wallpach/Kreuzer; Rudi Schedl; Marius Lüdike

ZU DEN PERSONEN



MARIA KREUZER

Maria Kreuzer studierte Internationale Wirtschaftswissenschaften an der Universität Innsbruck sowie am Trinity College in Dublin und promovierte 2011 im Bereich Marketing an der Uni Innsbruck. In ihrer Dissertation beschäftigte sie sich

im Speziellen mit der Erhebung von multisensorischem Markenwissen und der daraus resultierenden Weiterentwicklung von qualitativen Forschungsmethoden. Zurzeit arbeitet Maria Kreuzer am Institut für Strategisches Management, Marketing und Tourismus.



SYLVIA VON WALLPACH

Sylvia von Wallpach absolvierte nach dem Studium der Internationalen Wirtschaftswissenschaften an der Universität Innsbruck sowie an der University of Western Sydney in Australien das Doktoratsstudium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften in Innsbruck. Im Rahmen ihrer Habilitation be-

schäftigt sie sich mit dem Thema Marke und speziell mit der Entwicklung von Methoden zur Erhebung von Markenbedeutung und Markenerlebnissen. Sie ist als Assistenzprofessorin für Marketing an der Universität Innsbruck tätig.

Wirtschaftsfaktor Universität

Die Uni Innsbruck ist größte Bildungs- und Forschungseinrichtung Westösterreichs und wichtige Arbeitgeberin.



Der Rektor der Universität Innsbruck, Tilmann Märk, spricht im Interview über den Einfluss der Hochschule auf die Region, Umwegrentabilität und das Erschließen neuer Finanzquellen.

Die Universität Innsbruck ist die größte Forschungs- und Bildungseinrichtung Westösterreichs. Wie bewerten Sie ihre Rolle in Österreich und international?

Tilmann Märk: Bundesweit sind wir eindeutig auf Rang zwei zu finden und international mit Platz 207 unter weltweit rund 17.000 Hochschulen ebenfalls im Spitzenfeld. Schaut man sich die Werte an, die die internationale Vernetzung betreffen, dann wird die Uni Innsbruck weltweit sogar als sechstbeste Uni gelistet. In der Praxis bedeutet Letzteres, dass wir durch unsere Kooperationen Wissen aus aller Welt nach Innsbruck holen und es so für unsere Studierenden nutzbar machen.

«Wir wollen höchste Qualität in Lehre und Forschung bieten. Dafür benötigen wir entsprechende Rahmenbedingungen.» Tilmann Märk

An der Universität Innsbruck gibt es 28.000 Studierende und rund 4400 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Was bedeutet das für die Region?

Tilmann Märk: Hier müssen verschiedenste Aspekte berücksichtigt werden. Es geht nicht nur um die Ausbildung der Studierenden, zusätzlich findet auch ein Transfer von Wissen und Technologie in die Gesellschaft und Wirtschaft statt. Unter anderem auch durch Spin-offs, die die Uni gegründet hat. Insgesamt ist die Universität derzeit an 14 unterschiedlichen Unternehmen und Institutionen beteiligt. Nicht übersehen werden darf auch die Rolle der Universität Innsbruck als Arbeitgeberin. Wir sind diesbezüglich ein nicht zu unterschätzender Wirtschaftsfaktor.

Eine Milliarde jährlich

Können Sie in konkreten Zahlen ausdrücken, welchen Mehr-

wert die Universität für die Landeshauptstadt bzw. das Bundesland bringt?

Tilmann Märk: Nimmt man die Zahlen zwischen 2007 und 2011, so verfügte die Universität Innsbruck über ein Gesamtbudget von rund 1,1 Milliarden Euro. Dieses setzt sich aus den Mitteln des Bundes sowie Drittmitteln und sonstigen von uns erwirtschafteten Einnahmen zusammen. Finanzielle Mittel, die wir wieder ausgeben, schließlich sind wir verpflichtet, ausgeglichen zu bilanzieren.

Nicht vergessen darf man auch den Verfügungsrahmen unserer Studierenden. Wenn wir als Basis das Höchststipendium heranziehen, so ergibt das etwa 975,9 Millionen Euro. Dazu kommen noch Wertschöpfungs- und Beschäftigungseffekte, die mit etwa 2,09 Milliarden Euro wirksam sind. In Summe ergibt das rund 4,16 Milliarden Euro für diese vier Jahre, also rund 1 Milliarde pro Jahr, die die Universität der Stadt und der Region bringt. Ich finde, dass dies beeindruckende Zahlen sind. Sie zeigen außerdem unsere Bedeutung abseits des reinen Lehr- und Forschungsbetriebes. Ein Aspekt, der oft vernachlässigt wird.

Trotzdem kämpfen die Hochschulen österreichweit mit Finanzierungsproblemen.

Tilmann Märk: Wir müssen stets den Spagat zwischen unserem Anspruch und der Wirklichkeit schaffen. Wir haben das Ziel, die Qualität von Lehre und Forschung nicht nur auf einem hohen Level zu halten, sondern diesen noch weiter auszubauen. Wir wollen als Universität im Spitzenfeld dabei sein. Gleichzeitig sind wir mit laufend steigenden Studierendenzahlen konfrontiert, auf die wir – wenn überhaupt –



Univ.-Prof. Tilmann Märk lenkt seit 2011 die Geschicke der Universität Innsbruck.

Fotos: www.mariorabensteiner.com; Thomas Böhm

nur begrenzt Einfluss haben. Hier müssen wir also neue Strategien entwickeln, um unseren Standard halten und international wettbewerbsfähig bleiben zu können.

Neue Finanzierungswege

Welche Strategien sind das?

Tilmann Märk: In erster Linie geht es um das Erschließen neuer Ressourcen – etwa in Form von Drittmitteln. Hier sind wir in den letzten Jahren erfolgreicher ge-

worden. Wir konnten in den vergangenen sechs Jahren die lukrierten Drittmittel verdreifachen. Insgesamt machen sie inzwischen rund 20 Prozent unseres Budgets aus. Sponsoring und Fundraising sind weitere Bereiche, die gestärkt werden sollen. Wobei das nicht einfach ist. Die Konkurrenz ist groß. Um Mittel zu bekommen, müssen unsere Projekte wettbewerbsfähig sein. Was sie auch sind.

2013 ist ein Wahljahr. Was wünschen Sie sich von den künftigen Entscheidungsträgern?

Tilmann Märk: In erster Linie die entsprechende Unterstützung bei der Erfüllung unserer Aufgaben. Dabei geht es nicht nur um Geld, sondern um ein Paket an Maßnahmen und Rahmenbedingungen, die helfen können, unsere Arbeit machen zu können.

*Das Gespräch führte
Christa Hofer*

Die Uni Innsbruck in Zahlen

Gegründet wurde die Uni Innsbruck 1669. Ihr gehören 4400 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und mehr als 28.000 Studierende an. Sie lehren und studieren an 16 Fakultäten mit insgesamt 78 Instituten. Die Uni Innsbruck ist damit die größte

Forschungs- und Bildungseinrichtung Westösterreichs.

Jedes Jahr verzeichnet die Uni 20 Habilitationen, 25 Berufungen und 3500 Publikationen.

Fünf Forschungsschwerpunkte, vier Forschungsplattformen und 33 Forschungszentren sind ebenfalls an der Uni angesiedelt.

Auszeichnung für Chemiker Lörting

Der bereits mehrfach ausgezeichnete Chemiker Thomas Lörting erhielt den mit 45.000 Euro dotierten Friedrich-Wilhelm-Bessel-Forschungspreis, mit dem die Alexander-von-Humboldt-Stiftung international anerkannte Wissenschaftler für herausragende Forschungsleistungen auszeichnet. Er erhielt den Preis für seine Forschungsarbeiten zu den Aggregatzuständen von Wasser. Erst im vergangenen Jahr konnte der Chemiker mit seinem Team den ersten direkten Nachweis erbringen, dass Wasser bei sehr tiefen Temperaturen aus zwei unterschiedlich dichten Flüssigkeiten bestehen kann. Damit hat Lörting eine seit Jahrzehnten in Fachkreisen heftig diskutierte Frage eindrücklich entschieden. Verbunden mit dem Preis ist ein Forschungsaufenthalt in Deutschland.



Thomas Lörting. Foto: Uni Innsbruck

Glaserfeld: Archiv eröffnet

Am 23. März wurde das Ernst-von-Glaserfeld-Archiv in der Innsbrucker Claudiana offiziell eröffnet. Es ist Teil des Forschungsinstituts Brenner-Archiv und geht auf eine Leihgabe von Josef Mitterer und Theo Hug zurück. „Hier wird heute einem herausragenden Denker des 20. Jahrhunderts ein Denkmal gesetzt“, betonte Rektor Tilmann Märk bei der Eröffnung. Besonderen Dank richtete Märk an die Leihgeber, Theo Hug vom Institut für Psychosoziale Intervention und Kommunikationsforschung der Uni Innsbruck und Josef Mitterer vom Institut für Philosophie der Uni Klagenfurt, die den Nachlass dieses bedeutenden Philosophen und Weltenbürgers mit Unterstützung von Archivar Michael Schorner verwalten werden.

Liechtenstein-Preis vergeben

Am 9. April wurde in Innsbruck der Preis des Fürstentums Liechtenstein für wissenschaftliche Forschung an den Innsbrucker Universitäten übergeben.

Der seit 1983 jährlich verliehene Preis des Fürstentums Liechtenstein zählt zu den renommiertesten Auszeichnungen für wissenschaftliche Forschung an der Universität Innsbruck und der Medizinischen Universität Innsbruck. „Die Preisverleihung ist Ausdruck der Anerkennung der an den Innsbrucker Universitäten erbrachten wissenschaftlichen Arbeiten“, sagte der Liechtensteinische Schulamtsleiter Arnold Kind bei der feierlichen Verleihung in Innsbruck und hob hervor, dass man angesichts der Größe des Fürstentums im Bereich Bildung und Forschung auf gute Kooperation und Wohlwollen angewiesen sei. Er gratulierte der Preisträgerin und den beiden Preisträgern im Namen der Liech-



Michael Kirchler, Elfriede Ruttmann-Ulmer und Albert Kaufmann. Foto: Uni Ibk

tensteinischen Regierung zu ihren hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen. Die jeweils mit 4000 Euro dotierten Preise gingen an den Wirtschaftswissenschaftler assoz. Prof. PD Dr. Michael Kirchler für seine experimentellen Aktienmarktanalysen sowie an den Wirtschaftsjuristen Mag. Dr. Albert

Kaufmann, der sich in seiner Dissertation mit der Kündigung im Liechtensteinischen Arbeitsrecht beschäftigte. Die Preisträgerin der Medizinischen Universität Innsbruck, ao. Univ.-Prof.ⁱⁿ Elfriede Ruttmann-Ulmer, erhielt den Preis für ihre Verlaufsstudie zu Bypass-Operationen.

Radioteleskop in Chile eröffnet

Mit Wissenschafts- und Forschungsminister Karlheinz Töchterle nahm Forschungs-Vizektorin Sabine Schindler, selbst Astrophysikerin, an der Eröffnung des weltweit größten Radioteleskops in Chile teil. Die Europäische Südsternwarte (ESO) hat mit den USA und Japan auf einem Hochplateau in der Atacama-Wüste in rund 5000 Metern Höhe das Atacama Large Millimeter/Submillimeter Array (ALMA) errichtet.



BM Töchterle und VR Sabine Schindler bei der Eröffnung. Foto: BMWF



Wetterextreme und Klimawandel

Kohlenstoffkreisläufe sind ein wesentlicher Faktor im Zusammenhang mit dem Klimawandel. Anfang April trugen mehr als 150 internationale Forscherinnen und Forscher ihre Ergebnisse in einer „Open Science Conference“ in Seefeld zusammen. Einige der präsentierten Studien legen nahe, dass extreme Wetterereignisse die Kohlenstoffbilanz stark beeinflussen und so den Klimawandel beschleunigen. „Daten zeigen, dass extreme Änderung im Wasserkreislauf, insbesondere Dürren, einen zentralen Risikofaktor für die CO₂-Bilanz in weiten Teilen Europas darstellen“, berichtet assoz. Prof. Michael Bahn vom Innsbrucker Institut für Ökologie, der die Veranstaltung mit Dr. Markus Reichstein, Direktor am Max-Planck-Institut für Biogeochemie in Jena, organisierte.

Foto: Uni Innsbruck

Preisverleihung mit Special Effects

Jene Schulklassen, die im vergangenen November beim Aktionstag der Jungen Uni beim Wissensquiz am besten abgeschnitten hatten, kamen am 28. Februar zur Siegerehrung an die Universität Innsbruck. Nach der Überreichung der Urkunden begeisterten Univ.-Prof. Dr. Hubert Huppertz und Chemielaborant Abraham Siedler die Schülerinnen und Schüler mit einer Experimentalvorlesung Chemie.



Prof. Hubert Huppertz begeisterte die Schülerinnen und Schüler mit seinen Experimenten. Foto: Uni Innsbruck/Eva Fessler

Fakultäten der Uni unter neuer Führung

Anfang März hat die neue Amtsperiode der Dekaninnen und Dekane der 16 Fakultäten der Uni Innsbruck begonnen. Bei einem akademischen Festakt wurden die neuen DekanInnen und StudiendekanInnen offiziell begrüßt.

„Neun Jahre nach der Schaffung der neuen Fakultäten an unserer Universität haben zahlreiche Dekaninnen und Dekane in diesem Jahr ihr Amt niedergelegt und neue Kolleginnen und Kollegen

folgen ihnen nach“, sagte Rektor Tilmann Märk. „Ihrem Einsatz ist es zu verdanken, dass die anfangs mit manchen Diskussionen verbundene Neustrukturierung unserer Fakultäten so erfolgreich verlaufen ist.“ Die neu ins Amt tretenden Dekaninnen und Dekane stehen vor großen Aufgaben.

In Zeiten stagnierender Budgets bei stetig steigenden Anforderungen stellen Personal- und Finanzfragen eine noch größere Herausforderung dar. „Doch die Universität Innsbruck steht heute sehr gut da“, so Rektor Märk. „In Österreich führen wir gemeinsam mit der Universität Wien die Hoch-

schullandschaft an und können uns in vielen Bereichen insbesondere die Qualität der Forschungsleistung betreffend als erfolgreichste österreichische Universität bezeichnen. Auch im internationalen Vergleich machen wir trotz schwieriger Rahmenbedingungen Boden gut – das zeigen jedes Jahr die internationalen Rankings.“

Eine Besonderheit in diesem Jahr war die Bestellung des Dekans für die 2012 neu gegründete 16. Fakultät der Universität Innsbruck, die School of Education. Die Dekan-Kette für diese Fakultät wurde vom Deutschen Freundeskreis der Universität Innsbruck gestiftet.



Die 16 neuen Dekaninnen und Dekane wurden im Rahmen eines Festaktes offiziell begrüßt (linkes Bild). Rektor Märk (rechtes Bild, rechts) überreichte die vom Deutschen Freundeskreis gestiftete Dekan-Kette an Univ.-Prof. Dr. Michael Schratz, den neu bestellten Dekan der School of Education. Fotos: Uni Innsbruck



Holz: Besseres Raumklima?

Ein neues Forschungsprojekt der Universität Innsbruck testet die Raumluftqualität in Holzcontainern. Anfang April präsentierten Univ.-Prof. Dr. Michael Flach (Arbeitsbereich Holzbau) und Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Streicher (Arbeitsbereich Energieeffizientes Bauen) von der Universität Innsbruck ihr in Kooperation mit der Holzforschung Austria und sechs Betrieben gestartetes Forschungsprojekt. Die Experten erwarten eine im Vergleich zu Stahlcontainern höhere Luftqualität und eine entsprechende Auswirkung auf die Gesundheit.



Die Mitglieder der Jury (v.l.): BTV-Bereichsleiter Robert Walcher, Jochen Lawrenz, Vizerektorin Sabine Schindler und BTV-Vorstand Matthias Moncher. Foto: BTV

BTV fördert Forschung

Die Bank für Tirol und Vorarlberg (BTV) verfügt über eine langjährige Expertise im Vermögensmanagement. Dieses Know-how macht die BTV nun jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zugänglich und unterstützt so die Suche nach Lösungen für herausfordernde Fragestellungen in diesem Bereich. Mit dem BTV Award für praxisbezogene Kapitalmarktfor-schung fördert sie hervorragende Dissertationsprojekte aus dem Bereich Banken und Finanzen. Der Schwerpunkt liegt 2013 im Bereich Wertpapiermanagement/Veranlagungsstrategien. Über einen Zeitraum von bis zu 36 Monaten stellt die BTV dafür jährlich 12.000 Euro zur Verfügung. Daneben begleitet ein im Wertpapiergeschäft erfahrener Mentor der BTV das Dissertationsprojekt. Eine Jury wird im Juni über das erste zu fördernde Forschungsvorhaben entscheiden.

veranstaltungstipps

24. April, 19 Uhr

Brasilien: Aufstieg eines Entwicklungslandes zum „Global Player“

Vortrag von Gerd Kohlhepp (Uni Tübingen) im Rahmen der Vortragsreihe „Brasilien – Neue Führungsmacht Amerikas“ des Zentrums für Interamerikanische Studien. Ort: SR 60706 Bruno-Sander-Haus, 7. Stock, Innrain 52f

25. April, 19 Uhr

Verdinglichung der Tiere

Vortrag von Klaus Petrus (Uni Bern) über die Verdinglichung der Tiere durch den Menschen. Er beantwortet Fragen wie: Was heißt es, dass Tiere verdinglicht werden? Welche sozialen Prozesse sind am Werk? Ort: Hörsaal 3 im GeWi-Turm, EG, Innrain 52

25. April, 19.30 Uhr

Protestpotenzial? Utopie und Wirklichkeit der Universität

Vortrag und Gespräch mit Univ.-Prof. Gerhard Vinnai
Mit der zunehmenden ökonomischen Durchdringung der Universität werden bestimmte freiheitliche Ideale geopfert. Wie sich dies auf den Unibetrieb auswirkt und wo Protestpotenzial auszumachen ist, ist Thema der Veranstaltung.
Ort: Universität Innsbruck, SoWi, Hörsaal 2, Universitätsstraße 15

29. April, 20 Uhr

Einführung in Jean Laplanches

Werk von Andreas Kriwak

Dem im Vorjahr verstorbenen französischen Autor und Theoretiker der Psychoanalyse Jean Laplanche widmen das Institut für Psychosoziale Intervention und die Gesellschaft für Psychoanalyse im Sommersemester Vorträge an der Universität Innsbruck.
Ort: Institut für Psychosoziale Intervention, Seminarraum 1, Schöpfstraße 3, EG

6. Mai, 15 bis 17 Uhr

Stadtrundgang „Erinnerungskultur in Innsbruck“

Bei einem geführten Spaziergang mit den Zeithistorikern Horst Schreiber und Dirk Rupnow werden wichtige Orte der Erinnerungskultur in Innsbruck besprochen. Der Rundgang findet im Rahmen der Veranstaltungsreihe „1938 – [75] – 2013: Nationalsozialismus und Universitätsgeschichte in Innsbruck“ statt. Weitere Programmpunkte am 6. und 7. Mai sind im Netz zu finden: www.uibk.ac.at/zeitgeschichte
Treffpunkt: Christoph-Probst-Platz, am Adler-Denkmal vor dem Uni-Hauptgebäude

10. Mai, 18.30 Uhr

Podiumsdiskussion: Regionaler Wettbewerb in der EU – Anpassungsmechanismen und Strategien

Es diskutieren unter der Moderation von Markus Sommersacher: Fritz Breuss (WIFO), Christian

Keuschnigg (IHS), Christoph Gerin-Swarovski (Tyrolit Richard Seeber (Europa-Parlament)
Ort: Kaiser-Leopold-Saal, 2. Stock, Karl-Rahner-Platz 3

16. Mai, 20 Uhr

Marina Koreneva: Begrüßung und Gespräch über neue russische Literatur

Auftaktveranstaltung zum Writer-in-Residence-Programm mit Begrüßung der Autorin. Marina Koreneva aus St. Petersburg gastiert heuer auf Einladung des Instituts für Slawistik in Innsbruck. Weitere Termine: www.uibk.ac.at/writer-in-residence
Ort: Literaturhaus am Inn, Josef-Hirn-Straße 5, 10. Stock

13. Juni, 19 Uhr

Die Habsburgermonarchie und das Heilige Land

Überlegungen zu Religion und Außenpolitik im 19. Jahrhundert von Barbara Haider-Wilson (ÖAW Wien). Veranstaltung im Rahmen der Raymund-Schwager-Vorlesungen am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie.
Ort: SR 40628 im GeWi-Turm, 6. Stock, Innrain 52

Bis 15. Juni

Ausstellung: splined spheres
Ursula Klein und Valentine Troi präsentieren ihre jeweils individuellen Forschungen und Materialentwicklungen im aut.

Gemeinsam haben sie Objekte erarbeitet, die die Leistungsfähigkeit der jeweils spezifischen Materialien – der Pneu und das so genannte splineTEX – verdeutlichen.

Ort: aut. Architektur und Tirol, Lois-Welzenbacher-Platz 1



Splined Spheres, Prototyp. F: Valentine Troi

17. Juni, 9 bis 11 Uhr

Montagsfrühstück: Wovon man nicht sprechen soll, darüber muss man schweigen?

Thomas Edlinger und Manfred Kienpointner sprechen mit dem frühstückenden Publikum über Political Correctness in der Literatur. Das regelmäßig stattfindende Montagsfrühstück versteht sich als Forum für strategische Langsamkeit.

Ort: Literaturhaus am Inn, Josef-Hirn-Straße 5, 10. Stock

Weitere Informationen gibt es im *Online-Veranstaltungskalender* unter www.uibk.ac.at/events

Uni läuft
beim Innsbrucker Sparkassen Stadtlauf am 25.5.2013
Kostenlos Vorbereiten - Mitmachen - Gewinnen!
innsbrucklaeuft.com

innsbrucker sparkasse
tut gut
25.5.2013

innsbrucklaeuft.com SPARKASSE